Neue

Deutsche Zeitbilder.

Erste Abtheilung:

Anna Hammer.

Roman in drei Bänden.

Zweiter Band.

Eisleben,
Verlag von F. Kuhnt.
1850.

Anna Hammer.

Ein Roman der Gegenwart

in drei Bänden.

Zweiter Band.

Eisleben,
Verlag von F. Kuhnt.
1850.

V.

Das Kerkerleben.

An der Grenze des Landes, aus dem wir berichten, liegt auf einem hohen, einzeln ſtehenden Berge ein weitläufiges, alterthümliches, feſtes Gebäude. Unregelmäßig gebaut, zeigt es bald lange Fronten, bald kleine An- und Vorbaue, bald vorſpringende Erker und runde Thürme, nach faſt allen Seiten hin aber eine Menge von niedrigen, ſchmalen Fenſtern, vor denen man größtentheils unförmliche Kaſten und, wenn man genauer zuſieht, ſtarke eiſerne Kreuzſtangen angebracht findet. Zum Theil ſchon jene Bauart, noch mehr aber dieſe Vorrichtungen laſſen darauf ſchließen, daß man ein Gefängniß vor ſich habe, eine jener Anſtalten, die, fortwährend mahnend, das traurigſte Zeugniß ablegen von den verderblichen Leidenſchaften, mehr noch von der verderblichern Schwäche des Menſchen und von der Unzulänglichkeit aller

menſchlichen und ſtaatlichen Einrichtungen, die auf den Zweck des Menſchen und des Staates, die Entwicklung des Menſchengeſchlechts zu immer höherer Reife, gerichtet ſind.

Die Gefangnenanſtalt, von der wir reden, beſtand aus mehrern Theilen. Der Hauptttheil war das eigentliche Gefängniß, der traurige Aufenthalt der Opfer jener Leidenſchaften und Schwächen, aber auch jener mangelhaften Einrichtungen. Nach einer Seite mit ihm in Verbindung ſtanden beſſer und etwas moderner gebaute Häuſer, die Wohnungen für den Commandanten und die höhern Beamten der Anſtalt. Ihnen gegenüber und von ihnen abgeſondert, lag auf einem Felſenvorſprung ein breiter, niedriger, runder Thurm mit ungeheuer dicken Mauern und mit drei Reihen Fenſter, von denen die unterſten ſich kaum über den Felſen erhoben, auf dem der Thurm ſtand.

Sämmtliche Gebäude waren mit einer hohen, feſten Mauer umgeben. Nur der zuletzt erwähnte Thurm lag nicht innerhalb derſelben. Die Mauer ſchloß ſich vielmehr an zwei Seiten dieſes Thurmes an, ſo daß deſſen eine Hälfte außerhalb derſelben ſich befand. Dieſe äußere Hälfte bildete eine faſt ganz gleichlaufende Linie mit den Umriſſen des Felſenvorſprungs, auf dem der Thurm ſtand und der hier jäh und ſenkrecht in einer tiefen, mit Laubwerk dicht

bewachſenen Schlucht ſich verlor. In der Mitte, gegenüber einer an der innern Seite befindlichen Zugbrücke, war ſie mit einem ähnlich gebauten hölzernen Vorſprunge verſehen, der für eine dort aufgeſtellte Schildwache beſtimmt war. Durch die Mauer führte ein einziges, großes und ſtarkes Thor in das Innere. Sie war mit Schießſcharten, mehrern Thürmen und kleinen Pförtchen verſehen, ſo daß das Ganze oben auf dem hohen, faſt nach allen Seiten hin ſchroffen Berge zugleich das Ausſehen einer Feſtung hatte. In der That hatte es auch in frühern Zeiten zur Vertheidigung des Landes gedient und es wird noch jetzt ſowohl von ſeinen Inſaſſen als von den Bewohnern der Umgegend gewöhnlich nur die Feſtung genannt. Es hatte auch eine militairiſche Beſatzung und einen militairiſchen Kommandanten, dem die ſämmtlichen Civilbeamten der Anſtalt unterworfen waren.

In den dunklen, engen Zellen des Hauptgebäudes wohnte Jahr aus Jahr ein wenig Freude, wenn nicht leider manchmal die Freude der Bosheit, aber deſto mehr Sorge und Gram, Kummer, Elend und Verzweiflung. Dennoch pflegten ſeine Bewohner nur mit einem innern, tiefen Grauſen und Entſetzen nach dem niedrigen, runden Thurme zu blicken. In eine Berührung mit dieſem kam Niemand. Wie der Fel-

ſen, auf dem er lag, von dem Theile des Berges, auf dem die übrigen Gebäude erbaut waren, durch eine ziemlich breite Kluft geſchieden war, ſo daß nur eine ſchmale Zugbrücke die Verbindung zwiſchen beiden herſtellte, und wie Schildwachen, die innerhalb der Mauer den Thurm umſtanden, jede Annährung an demſelben verhinderten, ſo ging auch Jeder, der ihn paſſiren mußte, nur mit ſcheuem Blicke und ängſtlichem Weſen an ihm vorbei, als wenn er irgend einem ſchrecklichen Bilde zu begegnen oder von einem entſetzlichen Tone aus dem Innern des dunklen Gemäuers aufgeſchreckt zu werden fürchtete.

Es war dies die Folge eines tiefen, undurchdringlichen Geheimniſſes, in dem ſeit langen Zeiten dieſer Thurm, ſein Innres, die Perſonen und die Schickſale ſeiner Bewohner lagen. Man wußte nichts darüber, man ahnte und vermuthete nur und was man ahnte und vermuthete, war dunkel und unbeſtimmt und man ſprach auch davon nur mit unheimlichem Flüſtern. Blos der Commandant der Feſtung ſollte wiſſen, wer in dem Thurme ſich befinde und was darin vorgehe. Der Commandant aber, ſo ſagten ſelbſt ſeine Offiziere, ſolle in Beziehung auf dieſen Thurm einzig und allein unter den Befehlen des Kriegsminiſters ſtehen und der Kriegsminiſter darüber unmittelbar mit dem Monarchen verhandeln.

Zwei alte Unteroffiziere, grau, verſchloſſen und finſter wie der Commandant ſelbſt, waren die einzigen, die außer dieſem in das Innere des Thurmes kamen, wo ſie den Dienſt als Gefangnenaufſeher hatten. Kein Andrer konnte ſagen, daß er jemals dieſes furchtbare Grab betreten habe. Von dem Commandanten hieß es, daß er manchmal des Nachts den Thurm beſuche; etwas Gewiſſes wußte man darüber nicht. —

In einer der Zellen des oberſten, alſo dritten Stocks des Thurmes lag einſam ein Mann. Die Zelle war ſchmal, eng und niedrig. Ihre Höhe betrug nicht über ſieben, ihre Länge nicht über zehn, ihre Breite nicht über fünf Fuß. Es ſtand darin eine Pritſche, ein Fußſchemel, eine kleine Bank. Der Schemel war leer. Auf der Bank ſtand ein Waſſerkrug. Auf der Pritſche lag ein Strohſack. Auf dem Strohſack lag der Mann.

Es war Abend und in der Zelle war es dunkel. Vor dem einzigen Fenſter, das ſchmal und doch noch mehr breit als hoch war, befand ſich ein dichtes und ſtarkes eiſernes Gitterwerk und hinter demſelben ein, die ganze Breite und Höhe des Fenſters einnehmender blechener Kaſten, der in Form eines rechten Winkels ſich nach oben hin öffnete. Es konnte mithin auch bei Tage nur wenig Licht, nämlich ſo weit

die obere Oeffnung des Kaſtens es einließ, in die Zelle fallen. War die Sonne vom Himmel verſchwunden, ſo herrſchte in der Zelle ſchon lange tiefes Dunkel, wenn es draußen noch hell oder Zwielicht war.

Der Mann lag ausgeſtreckt und unbeweglich auf dem Strohſack. Er ſchlief nicht. Er mußte in tiefem Nachſinnen ſein.

Auf dem Gange vor der Zelle nahete ſich ein Geräuſch. Es war anfangs undeutlich. Nach einer Weile waren ſchwere und langſame Tritte eines Menſchen zu unterſcheiden. Sie hielten vor der Zelle an. Der Mann auf der Pritſche hörte ſie nicht, oder achtete nicht darauf.

Dem Fenſter der Zelle gegenüber befand ſich eine ſchwere Thüre; neben der Thüre war in der Mitte der Wand eine Oeffnung, von außen mit einer eiſernen Klappe verſehen.

In das auswärts an der Klappe befindliche Schloß wurde ein Schlüſſel geſteckt. Der Schlüſſel wurde gedreht. Die Klappe öffnete ſich und der helle Schein einer mit ſtarkem Draht umflochtenen Laterne fiel in die Zelle.

Die Gegenſtände in der Zelle waren näher zu unterſcheiden. Es waren die erwähnten. Ihr Anblick war ein beengender. Man glaubte in ein wei-

tes Grab zu ſehen, in dem — ſchrecklicher Gedanke — ein lebendig Begrabener durch ſeine furchtbaren letzten Stunden ſich hindurchquälen ſolle.

Hinter der Laterne wurde das von Furchen des Alters und Narben des Krieges zerriſſene Geſicht eines Soldaten ſichtbar.

Aufgeſtanden! commandirte der Soldat.

Der Mann auf der Pritſche ſtand auf.

Herangetreten! lautete das weitere Commando.

Der Mann, der an der Pritſche ſtehen geblieben war, trat dicht an die Oeffnung in den vollen Schein des Lichts.

Es war eine große Geſtalt, ſehr mager, aber von kräftigem Bau der Glieder. Das Geſicht war leichenblaß, die Wangen eingefallen, hohl, die Lippen grau, verſchrumpft; die Stirne hoch und breit, das Auge dunkel und glänzend. Ein ſorgfältig geſtutzter Bart bedeckte das Kinn und die Oberlippe, ſchwarz und glänzend wie das Haar und die Augen. Die Haltung des Mannes war eine grade, militairiſche.

Der draußen ſtehende Soldat beleuchtete ihn unter aufmerkſamer Muſterung von unten bis oben.

Umgedreht! war dann ſein drittes Commando.

Der Mann kehrte ihm den Rücken zu.

Gut! war commandomäßig das vierte Wort des

Soldaten, der die Laterne zurückzog und sich anschickte, die Klappe wieder zu verschließen. Die gewöhnliche Abendvisitation war vollendet; einer genauern schien es nicht zu bedürfen, denn aus diesen Zellen war ein Ausbruch unmöglich. Man schien nur der Ueberzeugung zu bedürfen, daß der Gefangene noch lebe.

Der Mann in der Zelle drehte sich nach dem Soldaten um.

Herr Unteroffizier, sagte er, mit einer tief und dumpfklingenden Stimme, es war heute heiß; ich habe kein Trinkwasser mehr.

Morgen! erwiederte ruhig der Unteroffizier, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen. Er schloß die Klappe zu und bald war sein sich entfernender schwerer und langsamer Tritt nicht mehr zu hören.

Das Leben des Gefangenen war ein einfaches und einförmiges. Des Morgens früh brachte der Unteroffizier ihm einen Krug mit frischem Wasser und ein Brot. Zugleich wurde das Nachtgeschirr umgetauscht. Des Mittags brachte derselbe Unteroffizier ihm das Essen in einem Napfe von Blech, dem ein blecherner Löffel beigefügt war. Des Abends fand die eben beschriebene Visitation statt. Alle Verbindung geschah durch die Oeffnung neben der Thür. Das waren die Abwechslungen in dem Leben des Gefangenen den einen Tag wie den an-

deren und wie alle Tage. Den Unteroffizier sah er täglich dreimal, weiter sah und hörte er Niemanden. Jedes Jahr einmal trat der Commandant der Festung, von beiden Unteroffizieren gefolgt, alle drei in voller Uniform, in die Zelle. Es schien der Tag einer General-Visitation zu sein.

So saß er in dieser Zelle seit fünf Jahren und länger. Von der ganzen Außenwelt war er völlig abgeschnitten. Er bekam kein Buch, keine Schrift, kein Blatt Papier. Nur die Bibel lag in der Zelle. Kein Licht erhellte ihm die Finsterniß, wenn die Sonne vom Himmel verschwunden war. Der Unteroffizier sprach kein Wort, als jene Commandoworte. Er hatte nie auch nur eine Silbe zur Antwort gehabt auf alle die Fragen, auf die flehentlichen Bitten des Gefangenen, die dieser in der ersten Zeit, besonders wegen der Seinigen, an ihn gerichtet hatte. In den späteren Jahren schwieg auch der Gefangene. Die Lippen des Commandanten waren stets stumm wie das Grab.

Wo er sich befand, wußte der Gefangene noch jetzt nicht. Er war in einer tief dunklen Nacht in sein Gefängniß eingebracht worden und hatte seit jener Nacht seine Zelle nicht verlassen. Der blecherne Kasten vor dem Fenster gestattete ihm nur einen Blick an die Himmelsdecke.

Volle fünf Jahre lang hatte er nicht gewußt, ob außer ihm noch ein lebendes Weſen das Gefängniß bewohne, in welchem er eingeſperrt war. Vor einiger Zeit glaubte er in einer ſtillen Nacht tief unter ſich einen Klagelaut zu hören. Er horchte, der Laut ſchien ſich zu wiederholen. Er erhob ſich von ſeinem harten Lager, warf ſich an den Fußboden der Zelle und legte das Ohr hart an die Dielen. Er hörte nichts und begab ſich wieder auf ſein Lager. Hier hörte er wieder dieſelben Laute. Es klang wie ein ſchmerzliches Stöhnen. Er ſprang wieder auf, horchte wieder am Boden. Es war wieder Alles verſchwunden. Er trat an das Fenſter, er legte an dieſes ſein Ohr, er glaubte die Töne wieder zu vernehmen, aber er konnte nichts unterſcheiden. Das Fenſter zu öffnen, wagte er nicht. Jedes Oeffnen des Fenſters nach dem Dunkelwerden war ihm bei Vermeidung körperlicher Züchtigung verboten worden. Der Thurm war Tag und Nacht mit Schildwachen umſtellt, die, wie die ſämmtlichen Schildwachen in der ganzen Umgebung der Feſtung, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, alle fünf Minuten durch ein lautes Werda ſich einander Mann für Mann anriefen. Er ging zurück auf ſein Lager. Ruhe und Schlaf waren verſchwunden. Noch lange glaubte er die Töne zu

hören, bald lauter, bald ſchwächer. Erſt gegen Morgen konnte er einſchlafen. Den ganzen folgenden Tag war er unruhig. Die Töne verſchwanden nicht aus ſeinem Gedächtniſſe, aber hatte er nur vermeint, ſie zu hören, lebten ſie nur in ſeiner Phantaſie? — Mit Sehnſucht erwartete er den ſpäten Abend. Der Abend kam, die Stille der Nacht trat wieder ein, mit ihr kehrten die ſchmerzlichen Laute tief unter ihm zurück. Er hatte ſich bei Tage vorbereitet, hatte das Fenſter nur angelehnt und vermochte es ohne Geräuſch zu öffnen. Er öffnete es und drückte das Ohr in den Blechkaſten hinein. Genauer unterſcheiden konnte er die Töne auch jetzt nicht, aber es waren menſchliche Laute, die er hörte, davon überzeugte er ſich. Auch glaubte er die Gewißheit zu haben, daß ſie aus demſelben Gebäude hervorbringen müßten, in dem er ſich befand, daß er mithin, da ſie unter ihm und zwar in ſenkrechter Tiefe unter ihm laut zu werden ſchienen, in einem oberen Stockwerke des Gebäudes ſich befinden müſſe. Weitere Entdeckungen konnte er nicht machen ohne Gefahr, in ſeinen Verſuchen ſelbſt entdeckt zu werden. Daß er die Klagelaute eines Mitgefangenen höre, wer wird zweifeln, daß ſeine Phantaſie ihn davon leicht überredete?

Das Bedürfniß der Geſelligkeit, Mitgefühl,

Phantaſie, Alles war mächtig rege in ihm geworden, alle anderen Gedanken traten in ſeinem Innern zurück, er ſann nur darauf, wie er dem Mitgefangenen, dem leidenden Mitgefangenen ſich nähere, wie er ſich ihm mittheilen könne. Man muß ſelbſt Bewohner einſamer und ſtummer Gefängnißmauern geweſen ſein, um jenen unwiderſtehlichen Drang nach Geſellſchaft, nach Mittheilung begreifen zu können.

Durch die Sprache war eine Verſtändigung mit dem, deſſen Stimme er nun ſchon durch zwei Nächte gehört hatte, nicht möglich. Unter ſeinem Fenſter, alſo noch näher an dem Fenſter des Mitgefangenen, ſtand Tag und Nacht die Schildwache. Jeder ſeiner Laute wurde gehört, gemeldet und beſtraft, jede fernere Mittheilung war dadurch für alle Zeit unmöglich gemacht.

Es blieben nur ſtumme Zeichen übrig, aber welche waren aufzufinden und wie waren ſie anzuwenden? Er wußte ja nicht einmal, wo er war. Noch weniger kannte er die Umgebung ſeines Aufenthaltsortes, noch weniger die Beſchaffenheit des Ortes, wo der Mitgefangene ſich befand. Er hatte bisher nur an den tief unter ihm tönenden Tritten und Stimmen der Schildwache wahrgenommen, daß er ſich in ziemlicher Höhe von der ebenen Erde be-

finde. Bei ſeinem Einbringen hatte man ihn Treppen auf, Treppen ab geführt. Aus den unter ihm laut werdenden Tönen des Mitgefangenen ſchloß er, daß ſich noch Gefängniſſe unter dem ſeinigen befinden müßten. Alles Andere lag für ihn im undurchdringlichen Dunkel.

Zudem, welche Zeichen der Mittheilung ſtanden ihm zu Gebote? Er hatte weder Schreibmaterial, noch irgend etwas, das im Stande geweſen wäre, dieſes zu erſetzen. Und wenn er es auch beſeſſen hätte, wie ſollte er es zu demjenigen hinbefördern können, mit dem er correſpondiren wollte? Stand nicht immer und immer wieder die Schildwache im Wege?

Allein nichts macht ſcharfſinniger und erfinderiſcher als die Einſamkeit des Gefängniſſes.

Er hörte dieſelben Töne in der dritten Nacht, ſtrengte ſeine ganze Hörkraft an und verglich genau die Gegend, aus der ſie kamen, mit der, aus welcher die Tritte und die Stimme der Schildwache unter dem Fenſter zu ihm heraufſtönten. Zwiſchen beiden ſchien eine Entfernung zu ſein. Jene kamen nicht nur aus einer größeren Tiefe als die letzteren, ſie waren auch ſenkrechter unter ihm. Die Schildwache mußte mindeſtens zehn bis funfzehn Schritte abwärts von der Mauer, aus deren Innerem die

Klagelaute drangen, entfernt ſtehen. Es ließ ſich etwas wagen, zumal bei der Dunkelheit der Nacht. Vielleicht befand ſich ſogar irgend ein verdeckender Gegenſtand zwiſchen der Schildwache und dem Fenſter des Mitgefangenen.

Es kam zunächſt auf das Material an. Sein Gedächtniß half ihm. Schon vor Jahren hatte der Sturm, wahrſcheinlich von der Bedeckung des Daches ein Stück Schiefer herabgeworfen; es war in den Blechkaſten vor dem Fenſter gefallen und dort lag es noch, bisher unbeachtet. Das fiel ihm wieder ein. Er holte es hervor; es war glatt und dünn. Er brach ein Stück davon ab und ſchabte dies an dem Eiſenbeſchlage der Thüre ſo lange, bis es rund und unten ſpitz wurde wie ein Griffel. Es ließ ſich damit auf dem Schiefer deutlich ſchreiben.

Schreibmaterial war da. Nun weiter! Die Aufgabe war nur noch, das Material mit den ihm anvertrauten Gedanken in die Hände des Mitgefangenen zu befördern. Das war freilich die ſchwierigſte Aufgabe. Durch den Unteroffizier ging es nicht. Kein Anderer kam zu ihm, der Verſuch konnte nur durch das Fenſter gemacht werden. Daß die Zelle des unbekannten Mitgefangenen ſenkrecht unter der ſeinigen lag, gab die Richtung, aus der die Töne gekommen waren, deutlich zu erkennen.

Daß ſie ein Fenſter haben müſſe, war anzunehmen, daß das Fenſter in grader Linie unter dem ſeinigen ſein müſſe, war gleichfalls wahrſcheinlich, ſowol vermöge der zu vermuthenden Symmetrie des Baues, als wiederum nach jener Richtung der Töne. Die Schiefertafel, an einem Faden aus ſeinem Fenſter heruntergelaſſen, konnte daher ſehr wohl an das Fenſter des unten ſitzenden Gefangenen gelangen. Sein Faden war bald ermittelt. Der erſte Gedanke, den Strohſack dazu zu verwenden, mußte zwar verworfen werden. Bei dem allmonatlich erfolgenden Wechſel deſſelben war der Defect unvermeidlich entdeckt. Ein Strumpf, denn in der Noth muß man zu Allem greifen, leiſtete den nöthigen Dienſt. Er wurde aufgeriffelt und gab Fäden für zehnmal größere Längen.

Der zunächſt offen liegende Weg für das Hinablaſſen der Schiefertafel ging über den Rand des Blechkaſtens vor dem Fenſter hinüber. Er bot indeß ein erhebliches Bedenken dar. Indem der äußere Rand des Blechkaſtens mehrere Fuß weit von der Mauer abſtand, mußte die herabzulaſſende Schiefertafel auch ſtets in derſelben Entfernung von der Mauer bleiben und es war für den unten ſitzenden, ſelbſt wenn der Zufall wollte, daß er ſie gewahre, kaum eine Möglichkeit, ihrer habhaft zu werden.

Jedenfalls lag die Gefahr nahe, daß dies nicht ohne Entdeckung von Seiten der Schildwache geſchehen könne. Es mußte ein andrer Weg aufgeſucht werden. Dieſer fand ſich in der That. Das Blech des Fenſterkaſtens hatte unten, ganz nahe an der Mauer, durch Zeit und Witterung einen Riß erhalten, durch den die Schiefertafel, wenn ſie um ein Weniges ſchmaler gemacht wurde, bequem hindurch geſteckt werden konnte. Schmaler war ſie bald gemacht.

So bald wieder die Dunkelheit der Nacht eintrat, ſtellte der Gefangene den erſten Verſuch an. Er ließ die Tafel zuerſt nur um wenige Ellen ſeines Fadens hinuntergleiten, um ſich zu überzeugen, daß die Schildwache nichts davon bemerke. Die Schildwache wich nicht aus ihrem gewöhnlichen Gange. In der That war die Gefahr der Entdeckung bei der dunklen Farbe der Tafel wie des Fadens eine geringe.

In dieſer Nacht wagte er nicht weiter vorzugehen. Er verſchob die Ausführung auf die folgende Nacht. Er hatte auf die Tafel geſchrieben: „Wer klagt unten? Es fragt ein theilnehmender Mitgefangener. Morgen Nacht Antwort auf dieſem Wege.“ — Er wagte nicht mehr zu ſchreiben, um ſich nicht zu ſehr bloß zu geben, wenn der Stein in verrätheriſche Hände fiele.

Langſam und vorſichtig ließ er in der folgenden

Nacht die beſchriebene Tafel hinunter; den Griffel hatte er daran gebunden. Wenn ſeine Vermuthungen richtig waren, ſo mußte die Tafel gerade in den Blechkaſten vor dem Fenſter des unbekannten Mitgefangenen hineinfallen. Das dadurch verurſachte Geräuſch, einerſeits zu leiſe, als daß die wenigſtens zehn Schritte entfernte Schildwache es hören konnte, mußte andrerſeits laut genug ſein, um von dem Gefangenen in deſſen ſtiller und einſamer Zelle vernommen zu werden. Die Klagen des Gefangenen waren ſchon ſeit zwei Nächten verſtummt.

Zoll für Zoll ließ er den Faden durch die Finger gleiten, immer aufhorchend, bei der geringſten Unregelmäßigkeit im Tritte der Schildwache innehaltend. Bei jedem Zoll, um den die Tafel tiefer kam, klopfte ihm das Herz. Jeder Zug des Windes, der, noch ſo leiſe, den Stein an die Mauer ſchlagen, ſo ein Geräuſch verurſachen und das ganze Unternehmen verrathen konnte, gab ihm einen Stich ins Herz.

Auf einmal zog der Faden nicht mehr an; die Tafel mußte irgendwo hängen geblieben ſein, oder auf irgend einem Gegenſtande ruhen. Er ſtutzte. An ihrem Beſtimmungsorte konnte ſie nach ſeiner Berechnung noch nicht angelangt ſein; dieſer mußte weit mehr nach unten liegen; kaum die Hälfte des Weges konnte erreicht ſein und wenn er auch haupt-

ſächlich nur nach dem Gehöre die Entfernung berechnet hatte, ſo vollſtändig hatte er ſich nicht irren können. Eine Menge von Möglichkeiten ſtellten ſich in raſcher Aufeinanderfolge ihm dar. Sollte ſich ein Geſims des Mauerwerks, vielleicht eine Gallerie oder etwas Aehnliches in der Mitte befinden? Sollte irgend etwas abſichtlich ausgeſpannt oder ausgebreitet ſein, um alle Communication von oben nach unten zu hemmen? Sollte gar Jemand die Tafel aufgefangen haben? Wie leicht konnte dort, gerade in der Mitte des Gebäudes, wo nach ſeiner Berechnung die Tafel ſich jetzt befinden mußte, eine Oeffnung ſein und in dieſer gleichfalls eine Schildwache, ein Aufſeher oder ſonſt Jemand ſtehen? Dieſe letztere Möglichkeit, allerdings die ſchlimmſte, ließ er jedoch am erſten wieder ſchwinden, da er an dem Faden, den er in der Hand behielt, nicht die geringſte Bewegung wahrnahm. Dagegen drängte ſich ihm ein andrer Gedanke auf, der, wenn er richtig war, ihm zugleich des Scheitern ſeines ganzen Plans, mit dem Mitgefangnen in Correſpondenz zu treten, zeigte. War nämlich die Schiefertafel wirklich erſt auf der Mitte des Weges, ſo war nichts natürlicher, als daß ſich zwiſchen dem Stockwerk, in welchem ſeine Zelle lag, und dem des Mitgefangnen noch ein Mittelſtockwerk befand, gleichfalls mit Gefängnißzellen,

daß mithin, ſo wie Zelle und Fenſter, in die er hinein correſpondiren wollte, ſo auch eine Zelle und mithin ein Fenſter mit Vorkaſten dieſes Mittelſtocks gerade unter ſeinem Fenſter lag, und folglich ein fortwährendes Hinderniß darbot, zu dem ſenkrecht darunter liegenden Fenſter zu gelangen.

Dieſe Vermuthung war im erſten Augenblicke ſehr niederſchlagend für ihn. Indeß Muth und Hoffnung ſanken ihm nicht ganz. Vorſichtig, mit größter Spannung fühlend und horchend, zog er den Faden eine Linie, einen halben, einen ganzen Zoll weit zurück. Es gelang ohne Widerſtreben. Eine tröſtliche Gewißheit war alſo vorhanden: die Tafel wurde nicht feſtgehalten, weder von Menſchenhänden, noch von einem andern Körper. Langſam ließ er nun wieder die Tafel hinunter, allein derſelbe Erfolg trat wieder ein. Sie ruhte wieder, als ſie in die Richtung kam, in der ſie das erſte Mal war aufgehalten worden. Alle wiederholten Verſuche ergaben das nämliche.

Es blieb nur noch Eine Möglichkeit des Gelingens. Vielleicht lag die Tafel grade nur auf dem Rande eines in der Mitte befindlichen Gegenſtandes. Es kam dann darauf an, ihr einen ſolchen Schwung zu geben, daß ſie an dem Rande vorbeigleiten konnte. Dies war freilich nicht wenig gefährlich. Es war

faſt unausbleiblich mit einigem Geräuſche verbunden, dem die Entdeckung auf dem Fuße folgen konnte. Indeß es mußte gewagt werden.

Zuerſt zog er die Schiefertafel ganz wieder in die Höhe, um zu unterſuchen, ob er Spuren an ihr entdecken könne, aus dem auf die Beſchaffenheit des Körpers, auf welchem ſie geruht, zu ſchließen ſei. Es war gar nichts daran zu ſehen. Nun ließ er ſie wieder vorſichtig hinunter, zuerſt ruhig und ſenkrecht. Nachdem ſie bald den hindernden Gegenſtand erreicht haben mußte, gab er ihr durch leichtes Hin- und Herbewegen des Fadens in der Hand eine Seitenbewegung, wie dem Pendel einer Uhr, anfangs faſt unmerklich, nach und nach ſtärker, aber ſtets mit der größten Vorſicht.

Es glückte. An der Länge des Fadens bemerkte er, daß die Klippe umſchifft war. Er hatte nicht inmal ein Geräuſch gehört. Muthig ließ er nun den Faden weiter gleiten. Die ſchaukelnde Bewegung deſſelben behielt er bei. War nämlich ſeine Vermuthung richtig, daß er einen Fenſterkaſten des mittlern Stockwerks paſſirt habe, und daß der Fenſterkaſten, der das Ziel ſeiner Bewegungen war, ſich enkrecht unter demſelben befinde, ſo war, gleich wie der mittlere Kaſten nur durch einen Schwung war zu umgehen geweſen, ſo der untere Kaſten nur durch

einen Schwung der Tafel von dieſer zu erreichen. Der Erfolg entſprach auch hier ſeinen Wünſchen und ſeiner Vermuthung, die Tafel ruhte; ſie ruhte in der Richtung, wo ſich, ſeiner Berechnung gemäß, ihr Ziel befinden mußte.

Er horchte und fühlte geſpannter als vorher. Allein kein Laut, keine Bewegung! Er wartete lange, ohne ſich zu rühren. Die nahe Thurmuhr hatte ſchon zweimal den Beginn einer neuen Viertelſtunde verkündet. Immer kein Laut, keine Bewegung. Der Schieferſtein ruhte da unten wie in einem Grabe. Er zog an dem Faden auf und ab, um dem Steine eine rüttelnde Bewegung zu verſchaffen und durch das mittelſt derſelben verurſachte leiſe Geräuſch die Aufmerkſamkeit des untern Zellenbewohners zu erregen. Er that es leiſe, ſtärker. Es war vergeblich. Er wartete zwei, drei Stunden lang, bis die Sommernacht beinahe zu Ende war. Als er den erſten Morgenſchimmer am Himmel zu entdecken glaubte, zog er Faden und Tafel ein. Es war keine Veränderung daran zu bemerken.

Er war verſtimmt, aber nicht entmuthigt. Der unbekannte Mitgefangene konnte geſchlafen haben, er konnte krank, es konnte ſeine Aufmerkſamkeit von andren Gegenſtänden in Anſpruch genommen ſein, es

konnten eine Menge andere Umstände vorgelegen haben, die seine Aufmerksamkeit abgelenkt hatten.

Am nächsten Abende wiederholte er seine Arbeit, allein eben so vergeblich. Dasselbe war der Fall am zweiten, dritten und vierten Abende. Er wurde ungeduldig, aber er verzagte nicht. Er durchwachte, hoffend und harrend die Nächte. Hatte er doch bei Tage Zeit genug, den versäumten Schlaf nachzuholen.

In der fünften Nacht, nachdem er wieder mehrere Stunden lang auf seiner Lauer gestanden und dann und wann leise mit der Tafel gerüttelt hatte, fühlte er auf einmal an dem Faden in seiner Hand, wie sie sich bewegte. Ein halb freudiger, halb ängstlicher Schreck durchbebte ihn. Er hielt den Faden fest; es wurde von unten her daran gezogen. Er konnte nicht zweifeln, die Tafel war in Jemandes Händen. Er ließ das Ende des Fadens los; es fiel hinunter, in die unbekannte, ungewisse Tiefe. Er mußte sich jetzt allem, was aus einer etwaigen verrätherischen Entdeckung entstehen konnte, Preis geben. Der Gedanke daran erwachte freilich erst jetzt, als es zu spät war, lebendiger in ihm, allein es verdrängte ihn die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg, auf die Verbindung mit einem Menschen, die er so lange hatte entbehren müssen, auf Nachrichten von der Außenwelt, von der Geschichte seines Vater-

landes, von ſeinen Freunden und Gefährten, vielleicht gar von den Seinigen. Seit Jahren war ja die dumpfe, enge Zelle ſeine Welt geweſen. Ein Außerhalb exiſtirte für ihn nicht. Das Leben, die Geſchichte hatte kein anderes Ergebniß für ihn gehabt, als der tägliche Kreislauf deſſen, was in ſeiner Zelle ſich begab. War der Erfolg, wie er ihn erſehnte, ſo kam er aus dem Grabe in das Leben zurück, zwar in ein trauriges Leben, aber auch das traurigſte Leben iſt nicht ſo fürchterlich, als der bewußte Scheintod.

Er horchte noch lange in Spannung auf irgend ein Geräuſch, er hörte nichts. Mit erhöhter Hoffnung begab er ſich auf ſein Lager. —

Der folgende Abend war der Abend, an dem wir ihn fanden, ausgeſtreckt auf ſeinem Lager, ſeinen Gedanken und Betrachtungen, den Bildern ſeiner Erinnerung und ſeiner Phantaſie hingegeben. Mit Sehnſucht hatte er die Stunde des Unteroffiziers erwartet. Als dieſer ſich entfernt hatte und er nun vor jeder Ueberraſchung ſicher war, eilte er auf ſeinen Poſten am Fenſter. Einen zweiten Faden hatte er ſich ſchon zurecht gelegt. Er hatte an das eine Ende deſſelben ein Stückchen Mauermörtel gebunden, um ihm vermittelſt der dadurch geſchaffenen Schwere die erforderliche Richtung geben zu

können. Das Stückchen ließ er an dem Faden durch die Ritze des Blechkastens hinunter, langsam, leise und vorsichtig, wie an den Abenden vorher. Er fühlte, wie es an dem hindernden Gegenstande in der Mitte der Mauer glücklich vorbei kam. Es senkte sich ohne Aufenthalt tiefer, es ruhte unzweifelhaft an dem Orte seiner Bestimmung. Nach wenigen Augenblicken bewegte sich der Faden; darauf fühlte er, daß ein schwerer Gegenstand daran sei. Der Mörtel mußte abgelöst, die Schiefertafel an seine Stelle gebracht sein. Er zog den Faden an sich, dieser gab nach; er zog ihn ohne Hinderniß zu sich hinauf, die Tafel hing in der That daran. Mit hochklopfendem Herzen zog er sie durch die Oeffnung des Kastens durch das Fenster. Sie war in der Zelle, sie war in seinem Besitze.

Wie verwünschte seine Ungeduld die tiefe Finsterniß, die ihn umgab, die ihm nicht gestattete, die Antwort des Unglücksgefährten zu lesen. Denn daß ihm geantwortet war, daß er eine Antwort in seinen Hände halte, daran zweifelte er nicht. Hätte er nur eine halbe Minute lang nur den zehnten Theil von dem Lichte zurückrufen können, das der Unteroffizier vorhin so reichlich, so hell und klar in seine Finsterniß hineingegossen hatte. Vorsichtig, als wenn er einen Schatz verwahre, um ja keinen

Buchſtaben der Schrift zu verwiſchen, legte er die Tafel unter ſein Lager.

Dann warf er ſich auf dieſes, aber unruhig, ohne Schlaf. In ſeinem Innern wogte es. Er ſchloß die Augen, er öffnete ſie, er ſchloß ſie nochmals. Er wurde ruhiger, er träumte von der Vergangenheit, von der Zukunft. Als er wieder die Augen öffnete, da war es, als wenn der Himmel ſich unterdeß erhellt habe. Er ſprang auf, an das Fenſter. Es war wirklich draußen hell geworden. Er beſann ſich, woran er in ſeiner Aufregung nicht gedacht hatte, daß es die Strahlen des aufgehenden Mondes ſein mußten, die wohlthätig in ſeine Nacht hineinleuchteten. Er holte im Triumpfe die Tafel hervor, das Licht reichte aus, wenn auch nur nothdürftig.

Die Tafel war beſchrieben. Er hätte die Zeilen an ſeine Lippen drücken mögen. Es bemächtigte ſich ſeiner ein Gefühl, ähnlich dem, als er das erſte Schreiben der Geliebten erhalten hatte. Sein Grab war nun geöffnet, wenn auch nur um einen einzigen, matten Strahl des Lebens einzulaſſen.

Er las: „Ein Unglücklicher, ſeit Jahren der Freiheit und der menſchlichen Geſellſchaft beraubt, wurde zuletzt auf ein ſchmerzliches Krankenlager geworfen. Der Fieberparoxysmus hat ihm Klagelaute ent-

preßt, die er ſegnet, weil ſie ein mitleidiges Ohr getroffen haben. Mögen ſie ihm in dem Unbekannten einen Freund zugeführt haben, möge der Weg der Verbindung, den ſie eröffnet haben, nicht abgeſchnitten werden, bis vielleicht noch ein gütiges Geſchick Beiden die Pforten des Kerkers öffnet. Ich bin zu lebenswieriger Haft verdammt. Man nennt mich einen Hochverräther, ich heiße Vorhöff."

Allmächtiger Gott! rief der Gefangene. Vorhöff, Vorhöff! Mein Freund, mein Leidensgefährte! Er lebt noch! Auch er! Zeitlebens! — Welche Entdeckung! —

Die widerſprechendſten Bewegungen des Inneren ſpiegelten ſich in dem blaſſen Geſichte des Mannes, Ueberraſchung, Freude, Trauer, Entſetzen.

Er mußte ſeinen Gefühlen Luft machen. Sei geſegnet, Mond, ſagte er. Sei geſegnet, wie je ein Verliebter Dich geſegnet hat. Er antwortete auf der Stelle:

„Vorhöff, mein Freund, mein Bruder! Dein Horberg, der Gefährte Deiner Beſtrebungen, Deiner Thaten, Deiner Leiden iſt es, den die Mauern auch Deines Gefängniſſes zu ewiger Nacht umſchließen. Ich war zum Tode verurtheilt, man hat mich zu lebenswieriger, einſamer Haft — begnadigt. Begnadigt! Wahrſcheinlich auch Dein Schickſal! —

Wir Beide ſo nahe beiſammen, vielleicht ſchon ſeit Jahren, ohne es zu wiſſen! Ich bin ſeit länger als fünf Jahren hier. Wir Beide beiſammen, nur durch einen kleinen Luftraum getrennt! Welche grauſame Wonne liegt in dem Gedanken! — Antworte mir bald, gleich. Das Mondlicht geſtattet es. Ich weiß ſeit fünf Jahren nichts von der Welt draußen! Wie ſieht es aus in ihr? Wie iſt die Geſchichte? Wie iſt das Leben? Was macht das Vaterland? Was machen die Unſrigen? Was meine unglückliche Frau?“

Er befeſtigte die Tafel wieder an den Faden, er ſchob ſie durch das Blech, er ließ ſie hinunter gleiten. Er wagte es, trotz des Mondſcheins, indem er ſich darauf verließ, daß die dunkle Farbe des Schiefers und des Fadens dem Auge der Schildwache entgehen werde. Die Tafel kam unten an; die darauf folgende Bewegung des Fadens zeigte ihm, daß ſein Freund ſie gewahrt und ſofort abgelöſet hatte. Wie ſollte nicht auch dieſer, von gleicher Sehnſucht erfüllt wie er, mit unverwandtem Blicke nach dem neuen Boten ausgeſchaut haben? Nach einer längeren Pauſe fühlte er an dem Faden, deſſen eines Ende er nicht aus der Hand ließ, daß die Antwort fertig war. Er zog ſie in die Höhe, ſie kam unverſehrt in ſeine Hände.

Er las: „Wir theilen daſſelbe entſetzliche Schickſal. Ich wurde zum Tode verurtheilt und begnadigt wie Du. Seit fünf Jahren bin ich hier, wie ich bis heute glaubte, das einzige menſchliche Weſen außer unſren Aufſehern. Wo wir ſind, weiß ich nicht. Die Außenwelt iſt auch für mich ſeitdem nicht da. Von Dir hoffte ich etwas über ſie zu erfahren, über mein armes Weib, von deſſen Seite ich geriſſen wurde, wenige Monate nach unſrer Verbindung, von meinem Kinde, das ſie damals unter ihrem Herzen trug, von dem Schickſale unſrer Genoſſen. Es war eine kurze, ängſtliche Hoffnung, aber eins tröſtet mich. Du, mein theurer Horberg, biſt ja nun nicht mehr allein, Du haſt mich, Du haſt ein mitfühlendes Herz wiedergefunden. Wir werden unſere Liebe gegen einander austauſchen können; die einzige Freude der Unglücklichen! vielleicht auch unſre Hoffnungen, denn Du warſt ja ſtets der Mann des muthigen Hoffens. Antworte mir bald wieder.“

Er las die Worte mit einem unendlich wehmüthigen Gefühle. Wie kurz war auch die Freude ſeiner Hoffnung geweſen. Die alte finſtere Nacht war wieder da, die Nacht langer Jahre. Das Grab, deſſen Aufſchließen er ſchon zu hören vermeint hatte, war wieder verſchloſſen auf lange Jahre, vielleicht,

ja wahrſcheinlich auf immer. Wol war er ſtets der Mann des freudigen, muthigen Hoffens geweſen, aber wo war denn der Lichtſtrahl, an dem nur die leiſeſte Hoffnung angeknüpft werden konnte? Er konnte heute dem Freunde nicht mehr antworten. Was ſollte er ihm ſagen? Er legte ſich ſchmerzvoll auf das harte, einſame Lager.

Da vernahm er Schritte draußen, auf dem Gange vor ſeiner Zelle. Es war ein anderer Schritt als der gewöhnliche des Unteroffiziers, den er eben ſo genau kannte wie die Stimme des Mannes; er war leiſer und noch langſamer.

Die Schritte waren, ſo wie ihm unbekannt, ſo auch etwas Ungewöhnliches. Noch kein einziges Mal während der ganzen Dauer ſeiner Haft war in der Nacht auf dem Gange etwas laut geworden. Er horchte mit Aufmerkſamkeit. Die Schritte hörten auf, unmittelbar vor der Thüre ſeiner Zelle. Es herrſchte darauf Todesſtille, wie in ſeiner Zelle, ſo auch auf dem Gange. Er rührte ſich nicht, um von dem Ungewöhnlichen nichts zu verlieren. Was mochte der nächtliche Beſuch bedeuten? Wer mochte es ſein? Wem mochte er gelten? Dieſe Fragen durchkreuzten ſeinen Kopf, als er nach einem leichten Geräuſche hörte, wie ein Schlüſſel in das Schloß der Thür geſteckt wurde. Gleich darauf öffnete ſich

die Thür. Der Schein einer kleinen Blendlaterne fiel in die Zelle. Die Laterne wurde von einem großen, ſtarken Manne getragen, der in der vollen Uniform eines höhern Offiziers daſtand. Es war der Commandant der Feſtung.

Er war ohne Begleitung. Er lehnte die Thür, durch die er eingetreten war, an; dann rief er mit halb lauter Stimme: Rittmeiſter von Horberg!

Der Gefangene war in ſeiner Haft noch niemals bei ſeinem Namen genannt worden. Es war, als wenn er mit der Freiheit auch den Namen verloren gehabt hätte, wie in manchen Gefängniſſe die Gefangnen in der That keinen Namen führen, ſondern nur nach der Nummer benannt werden, unter welcher ſie in das große Verzeichniß der Verhafteten eingetragen ſind, oder welche die von ihnen bewohnte Gefängnißzelle führt. Es war ferner der Commandant noch nie anders in ſeiner Zelle geweſen, als bei der jährlichen Generalunterſuchung der Gefängniſſe, und dann immer nur in Begleitung der beiden Unteroffiziere.

Unter vergeblichem Nachſinnen über die Veranlaſſung und Bedeutung des ungewöhnlichen Beſuchs ſtand er langſam von ſeinem Lager auf. Er ſtellte ſich in grader, militairiſcher Haltung vor den Commandanten.

Rittmeiſter von Horberg, fuhr dieſer fort, ich komme auf unmittelbaren Befehl des Monarchen.

Es lag eine Welt von Möglichkeiten für den Rittmeiſter in dieſen Worten, von günſtigen, von unheilvollen. Sie durchzuckten ſein ganzes Weſen. Es war ihm nicht möglich, zu antworten.

Ich habe, hob jener mit dem gedämpften Tone ſeiner Stimme wieder an, den Befehl, Ihnen zu eröffnen, daß Seine Hoheit Ihre Haft aufheben will, unter einigen Bedingungen.

Der Rittmeiſter von Horberg mußte alle ſeine Kraft zuſammennehmen, um nicht den Sturm von Gefühlen zu verrathen, den dem Fremden gegenüber an den Tag zu legen, er zu ſtolz war.

Theilen Sie die Bedingungen mit! ſagte er, aber trotz ſeiner Anſtrengung mehr ſtockend als feſt.

Der Bedingungen ſind nur zwei. Zuerſt, Sie legen für immer Ihren Namen ab und geben Ihr Ehrenwort, nie und Niemanden Ihren eigentlichen Namen und Ihre bisherigen Verhältniſſe und Schickſale mitzutheilen. Der Name, den Sie annehmen wollen, ſteht in Ihrem Belieben. Zweitens, Sie werden unmittelbar aus Ihrer Haft, unter Bewachung und auf einem Schiffe, das von Seiner Hoheit angewieſen wird, auf eine Inſel im Südmeere gebracht

und Sie geben Ihr Ehrenwort, dieſe Inſel niemals und unter keiner Bedingung zu verlaſſen.

Weitere Bedingungen haben Sie mir nicht zu ſtellen? fragte der Rittmeiſter.

Nein!

Und die Veranlaſſung dieſes Anerbietens?

Ich kenne nur meinen Befehl, den ich ausgerichtet habe.

Und meine —? Der Rittmeiſter zögerte, die Worte, die er auf der Zunge hatte, auszuſprechen, aber ſie mußten von ſeinem Herzen, auf dem ſie laſteten. Und meine Frau? fuhr er haſtig fort, wird ſie mich begleiten?

Der alte Commandant ſchwieg.

Antworten Sie mir, Herr Major!

Sie wird Sie nicht begleiten, war die mit Nachdruck ausgeſprochene Antwort.

Lebt ſie?

Sie lebt.

Und wird mich nicht begleiten? Darf ſie nicht? Und warum ſollte ſie nicht dürfen?

Sie wird Sie nicht begleiten!

Mein Herr, Ihre Antwort zeigt mir, daß Sie mir etwas verhehlen. Sein Sie nicht hart gegen einen unglücklichen Gefangnen. Sprechen Sie es

aus, was Sie noch über mein und der Meinigen Schicksal auf dem Herzen haben.

Der Commandant antwortete nicht. Werden Sie die Bedingungen annehmen? fragte er.

Ich kann Ihnen darüber keine Erklärung abgeben, bevor Sie nicht auf meine Frage geantwortet haben. Sie werden begreifen, wie Ihr Stillschweigen mich in eine furchtbare Lage versetzen muß.

Mein Herr, ich ersuche Sie, mir Ihrerseits zu antworten.

Ich kann es nicht.

Herr Rittmeister, nahm der Commandant wieder das Wort, mit mehr Gefühl, als man dem finstern, starren Gesichte hätte zutrauen dürfen, Sie waren ein tüchtiger, braver Offizier. Sie haben sich in den Befreiungskriegen einen Namen erworben. Die Armee sprach mit Achtung von Ihnen bis der Satan Sie verblendete und zum Verbrecher machte. Im Andenken an jene Zeit beschwöre ich Sie, auf die Bedingungen einzugehen und die Freiheit nicht von der Hand zu weisen, die der Monarch Ihnen anbietet.

Mein Herr, das Schicksal meiner Frau ist Ihnen bekannt, es muß Ihnen bekannt sein. Ich kann Ihnen nicht eher eine Erklärung geben, als bis Sie mich darüber in Gewißheit gesetzt haben.

Es nutzt Ihnen ja nichts! entgegnete jener kopfschüttelnd.

Ich muß es wissen.

Der Commandant sah eine Weile unschlüssig vor sich hin. Dann sagte er: Nun denn; Ihre Befreiung ist der Wunsch Ihrer Gattin.

Auch die Bedingungen?

Auch die Bedingungen! Aber jetzt fragen Sie nicht mehr. Auf mein Ehrenwort, ich gebe Ihnen keine Antwort weiter.

Und sie wird mich nicht begleiten! rief der Rittmeister von Horberg aus, indem ein entsetzlicher Argwohn in ihm aufstieg.

Ich habe es schon gesagt.

Der Rittmeister dachte nicht mehr daran, sich zu beherrschen, er gab sich nur dem Argwohn hin, der ihn erfaßt hatte. Seine Gattin wollte zwar seine Freiheit, aber sie wollte sie nicht mit ihm theilen, sie wollte sie nur auf Kosten seines Namens, seiner Existenz! Denn was war er ohne seinen Namen, ohne seine Geschichte auf der einsamen Insel des fernen Weltmeeres? Was war er, der spurlos und wesenlos aus der bekannten Welt Verschwundene? Das war kein Mitleid, das seinen Kerker öffnete und wenn es Mitleid war, so war auch dieses Mitleid nur der herbeigerufene Vorwand, durch den

die Stimme des Gewiſſens betäubt, oder gar — entſetzlicher Gedanke — der Deckmantel, unter dem die Schande verborgen werden ſollte.

Er ging mit großen, haſtigen Schritten in der engen Zelle umher.

Faſſen Sie Ihren Entſchluß, mein Herr, drängte der Commandant.

Er trat vor dieſen. Noch eine Frage ſchien auf ſeiner Zunge zu ſchweben, er unterdrückte ſie.

Ich bleibe! ſagte er entſchieden zu dem Commandanten.

In dem Geſichte des alten Offiziers ſprach ſich unverkennbare Ueberraſchung und Erſtaunen aus.

Mein Herr, ſagte er, faſſen Sie keinen übereilten Entſchluß. Es führt kein anderer Weg, als der angebotene, Sie aus dieſer Zelle. Sie ſtehen in der Mitte Ihrer Jahre.

Ich bleibe, mein Herr! blieb die entſchiedene Antwort des Rittmeiſters von Horberg. Mit abgewandtem Geſichte ſetzte er leiſe für ſich hinzu: Ich kann der Schande nicht die Freiheit verdanken. Der Gedanke würde mich tödten.

Rittmeiſter von Horberg, ich beſchwöre Sie.

Herr Major, Sie gaben vorhin Ihr Ehrenwort, ich habe es geachtet. Ich gebe Ihnen jetzt mein Ehrenwort: ich bleibe unter den angebotenen Be-

dingungen. Es iſt das Ehrenwort eines Mannes, achten auch Sie es.

Der Commandant entfernte ſich ſchweigend. Er verſchloß die Thür der Zelle hinter ſich. Seine Schritte verhallten draußen in dem Gange.

VI.

Die Verschwörer.

Es war Sonntag Nachmittag. In dem engen Stübchen des Tagelöhners herrschte eine tiefe Stille, die kaum durch das Summen einer Fliege gestört wurde. Der Taglöhner lag in bloßen Hemdsärmeln, sonst vollständig angekleidet, auf einer Bank. Sein Sonntagsrock hing neben ihm über der Stuhllehne. Er rauchte aus einer alten, braunen Pfeife und sah gedankenlos an die Decke des Stübchens hinauf. Seine Frau saß nicht weit von ihm am offenen Fenster und schaute in den kleinen Hof hinaus, in welchem eine Henne mit ihren Küchlein emsig ihr Futter suchte.

Es geht nichts über die Seelenruhe und Behaglichkeit eines fleißigen Arbeitsmannes, der seinen Wochenlohn verdient und davon für spätere Zeiten etwas zurückgelegt hat. Der Sonntag ist ihm nur

der Tag der Ruhe und weiter nichts. Er ſteht früh auf, denn das iſt er nun einmal gewohnt. Er geht dann in ſeinem kleinen Beſitzthum, mag es ſein Eigenthum ſein oder nicht, umher, um ſich Alles zu beſehen; denn er muß durch einige Bewegung und friſche Luft den von der Wochenarbeit ſteif gewordenen Gliedern Geſchmeidigkeit verſchaffen. Er genießt mit Bequemlichkeit ſein Frühſtück, das beſſer iſt als an den Wochentagen. Dann läßt er ſich von der Frau ſeine Sonntagskleider geben und kleidet ſich an zur Kirche, langſam, mit Zeit und Ruhe, denn es fehlt ihm ja heute nicht an der Zeit. Er iſt dennoch früher fertig als die geſchäftige Hausfrau, als die Kinder, die überall umherlaufen und von der Mutter unter Bitten und Schelten zuſammengerufen und geholt werden müſſen, um den Sonntagsſtaat anzulegen, nämlich Strümpfe und Schuhe, die ſie in der Woche nicht tragen, ein beſſeres Jäckchen, und reine Wäſche. Wenn er fertig iſt bis auf den Sonntagsrock, den er ſchont und nicht eher anzieht, bis er ſich auf den Weg zur Kirche macht, ſo zündet er ſeine Pfeife an und ſetzt ſich rauchend und wartend vor die Thür in die Strahlen der erquickenden Morgenſonne. Dort ſitzt er, bis die Seinigen fertig ſind bis zu dem Kirchgange. Indem ſie ihn abrufen, bringt die Frau

ihm zugleich den Sonntagsrock mit, damit er nicht in das Haus zurückkehren und ihn holen muß. Es iſt ja Sonntag, der Tag der Ruhe für den Mann, der die ganze Woche gearbeitet hat für Frau und Kind, von des Morgens früh bis des Abends ſpät. Langſam und ſtill ſchlendern ſie zu der Kirche, gemeinſchaftlich mit Bekannten, die ſie unterwegs treffen. Sie begrüßen ſich nur, dann ſchweigen ſie; Alles ruhet ja heute, was nicht nothwendig ſich bewegen muß, auch die Rede. In der Kirche wird die Predigt bald nur noch mit der halben Aufmerkſamkeit des völligen Nichtsthuns, manchmal mit halbem Schlafe angehört. Nach Beendigung der Kirche eilt die Frau voraus auf dem Rückwege nach Hauſe, um das Mittageſſen zu bereiten. Der Mann iſt wenigſtens im Rocke beweglicher geworden; hatte man doch in der Kirche lange genug völlig feiern können. Die Bekannten werden lebhafter begrüßt; es wird manches Wort geſprochen über Dieſes und Jenes, über Freunde und Nachbarn, über Arbeit und Arbeitslohn, über Witterung, Ernte und dergleichen. Kommt er nach Hauſe zurück, ſo wird das Mittagsmahl aufgetragen. Es iſt zwar einfach wie immer; aber doppelt würzt es ihm die Behaglichkeit des Verzehrens und die Geſellſchaft der Seinigen. Hat er doch die ganze Woche nur im

raſchen Fluge draußen auf dem Felde aus einem Töpfchen, worin es ihm von einem der Kinder gebracht wurde, das einſame Mittagsbrot genießen können. Heute ſpeiſet er in ſeiner Stube in Familie. Nach dem Mittagseſſen gehen die Kinder aus, ins Dorf oder ſonſt zu Bekannten. Er bleibt mit der Frau allein zu Hauſe. Er legt ſich auf die Bank und ſchläft. Die Frau bereitet ihm einen Kaffee oder holt ihm aus dem Dorfe einen Krug Bier. Iſt ſein Schlaf beendigt, ſo trinkt er den Kaffee gemeinſchaftlich mit ſeiner Frau oder das Bier für ſich allein. Dann ſteckt er ſich ſeine Pfeife an und legt ſich wieder auf die Bank und raucht und denkt nach oder denkt auch nicht nach, bis es Abend wird. Die Frau ſitzt am Fenſter und berechnet das Erſparte und ſinnt auf neue Erſparniſſe für die begonnene Woche.

Das iſt das Sonntagsleben des fleißigen Tagelöhners, freilich wenn er die höchſte Stufe ſeines Glücks erſtiegen hat, auf dem Lande, wenn ihm ſein günſtiges Geſchick einen wohlwollenden Dienſtherrn zugeführt hat.

Es war ein ſchöner, warmer Sommernachmittag. Die Luft war klar und ſtill. Kein Blättchen in dem Baume vor dem Fenſter des kleinen Tagelöhnerhauſes rührte ſich. Der Duft des friſch geſchnittenen

Heues in der nahe liegenden Wieſe verbreitete ſich wohlthuend durch die Umgegend bis an das Haus und an die Fenſter hinan. Der Tagelöhner genoß ihn nicht; er lag in den Wolken ſeiner Pfeife. Die Frau ſog ihn mit ſonntäglicher Behaglichkeit ein. Ihr ſinnender und rechnender Blick glitt über die Hühner hinweg weiter in die Gegend hinein.

Die Landſchaft war reizend. Das Häuschen lag an dem Abhange eines Berges, der mit dichtem Laubholze, mit hohen, alten Eichen und Buchen bewachſen war. Hundert Schritte davon rechts lag ein Edelſitz, ein großes Hauptgebäude mit blendend weißen Mauern und blauem Schieferdache, umgeben von weiten, geräumigen Wirthſchaftsgebäuden und in einiger Entfernung von mehreren kleinen Wohnhäuſern für Arbeitsleute und Tagelöhner. Die hintere Seite des Hauptgebäudes vom Schloſſe ſtand in faſt unmittelbarer Verbindung mit der theilweiſe wohlerhaltenen Ruine einer Ritterburg, deren Mauern und Thürme an dem Berg hinauf ſich erſtreckten und zuletzt in dem dichten Waldwerke ſich verloren.

Weit und breit ſah man keine andren Gebäude; das Dorf mit der Kirche lag jenſeits des Berges. Deſto freundlicher und lachender war die weite Flur. Wieſen, Weiden und Saatfelder, belebt von ſchönem und kräftigen Vieh, von dem Wogen des Korns.

von der Farbenpracht des Rapſes und der bunten Wieſenblumen und doch übergoſſen von der Stille des Sommer- und Sonntags-Nachmittags, wechſelten mit einander ab bis an die blauen Berge hin, die im fernen Hintergrunde das Ganze umdrängten.

Das Auge der Frau des Tagelöhners war nicht auf den anmuthigen Wechſel der Landſchaft gerichtet; ihre Seele nahm nicht die ſtille Schönheit der Natur auf, die vor ihr ausgebreitet dalag. Ihr Blick haftete auf etwas Andrem, wie es ſchien, mit mehr als gewöhnlichem Intereſſe.

Sie wandte ſich in das Innere der Stube zu ihrem Manne zurück. Was mag das beim Herrn heute ſein? ſagte ſie fragend. Es kommen alle Augenblicke fremde Menſchen an; ſie kommen einzeln zu Fuße und gehen durch die hintere Gartenthür nach dem Hauſe hin.

Sie bekam keine Antwort. Der Tagelöhner rauchte fort, ſtill, in unerſchütterlicher Ruhe.

Da kommt ſchon wieder Einer! Er nimmt denſelben Weg.

Keine Antwort.

Da kommt noch Einer! — Aber Mann, ſo ſtehe doch einmal auf!

Der Mann blieb ruhig liegen.

Da kommen Zwei auf einmal. Sie ſehen ſich

vorſichtig nach allen Seiten um, ehe ſie durch die Pforte gehen. Biſt du denn gar nicht neugierig, Mann?

Was gehen mich die Menſchen an? erwiederte der Tagelöhner apathiſch. Sie kommen ja nicht zu mir.

Aber ſie kommen zu unſrem Herrn.

Er antwortete nicht.

Mann, wie kannſt du ſo ſtill liegen bleiben?

Frau, laß mich in Ruhe.

Da kommt der Bediente des Herrn gelaufen. Er kommt grade auf unſer Haus zu. Er ſieht hierher. Was mag der wollen?

Sie ſtand unruhig auf. Der Mann ließ ſich nicht ſtören.

Der Bediente trat eilig in die Stube.

Friedrich, der Herr läßt Dir ſagen, Du möchteſt auf den Hof kommen. Es iſt Arbeit und er hatte ſchon am Mittag faſt alle Leute ins Dorf gehen laſſen. Du ſollſt uns helfen.

Es iſt ja Sonntag! ſagte der Tagelöhner, ohne ſich zu rühren.

Ich ſagte das dem Herrn, aber er meinte, ich ſollte Dir ſagen, daß er Dir doppeltes Tagelohn geben wolle und daß auch Trinkgelder von den fremden Herren zu verdienen ſeien.

Der Tagelöhner veränderte seine Lage nicht; nur nahm er die Pfeife aus dem Munde, als wenn ihm dies das Nachdenken über den gemachten Vorschlag erleichtere.

Ich ginge, Mann! sagte die Frau, aber sie wagte nur, es mit halber Stimme zu sagen.

Aber Frau, es ist ja Sonntag!

Aber Mann, der Verdienst!

Wenn du meinst, Frau!

Er erhob sich langsam, indem er sich mehrere Male reckte. Wie halb im Schlafe langte er nach dem Sonntagsrocke. Bevor er ihn aber anzog, fragte er den Bedienten mit träger Stimme: Schwere Arbeit?

Du kannst den Rock anziehen.

Er zog ihn verdrießlich an.

Schweigend verließen die beiden Männer das Haus. Der Bediente eilte voraus zum Schlosse, der Tagelöhner folgte ihm langsam. Unterwegs zog auch er jetzt den frischen Duft der gemäheten Wiesen ein, aber nicht blos aus Wohlbehagen, sondern in prüfendem Nachdenken über die Witterung und die davon abhängige Arbeit der Woche. Mitten auf dem Wege blieb er stehen; sah sich nach allen Himmelsgegenden um und kehrte dann etwas rascheren Schrittes nach seiner Wohnung zurück.

Er trat ans Fenſter und ſprach in die Stube hinein: Frau paß auf, es giebt ein Gewitter!

Ohne eine Antwort abzuwarten, ſchlug er nun wieder langſamer den Weg zum Schloſſe ein, den er ohne Unterbrechung fortſetzte. Der Bediente wartete auf ihn am Eingange des Hauſes und führte ihn in das Bedientenzimmer. In dieſes trat nach wenigen Minuten der Herr des Schloſſes.

Der Beſitzer des Edelhofes war kein Edelmann, er war ein Bürgerlicher, der ſchon vor vielen Jahren das Gut aus einer Subhaſtationsmaſſe gekauft hatte. Es war ein Mann etwa in der Mitte der vierziger Jahre, eine runde, aber bewegliche Figur. Er war Junggeſell.

Friedrich, redete er den Tagelöhner an, Du biſt ein treuer und verſchwiegener Menſch, Du ſiehſt und hörſt hier nichts.

Sie können ſich auf mich verlaſſen, Herr! erwiederte er in einem Tone, als wenn Anrede und Antwort ſich von ſelbſt verſtanden hätten.

Der Gutsbeſitzer nickte beiſtimmend mit dem Kopfe.

Nun ſchließt, fuhr er dann fort, die Thüren des Hauſes nnd habt Acht auf die Eingänge. Wenn Jemand kommt, ſo klingelt Einer von Euch an der Glocke im Vorhauſe; ich kann ſie hören, ſprecht aber mit Niemanden, bis ich komme.

Er verließ nach dieſer Anweiſung die Beiden und ging quer durch das Vorhaus in die auf deſſen anderer Seite liegenden Zimmer, durchſchritt einige derſelben und trat dann in einen auf der Hinterſeite des Hauſes belegenen Saal.

In dieſem ſaßen um einen runden Tiſch etwa funfzehn Perſonen. Es waren Männer aus dem verſchiedenſten Alter. Nur das Greiſenalter war nicht vertreten. Faſt alle waren ſehr kräftig und rüſtig, von dem Aelteſten an, der die Mitte der Funfziger Jahre angetreten haben mochte, bis zu den Jüngſten hin, von denen einige noch in dem Jünglingsalter ſtanden. Auffallend war ein buntes Gemiſch von verſchiednen Trachten. Während nur Wenige ſich durch nichts Eigenthümliches in der Kleidung auszeichneten, waren Einige in weite, ſackähnliche Oberröcke, Andre in enger anliegende Röcke mit vielen Schnüren und Litzen, wieder Andre in den knappen, kahlen, deutſchen Rock gekleidet. Einige trugen das Haar auffallend kurz und kahl geſchnitten, Andre hatten es in einen hohen Wulſt zuſammengekämmt, noch Andren hing es in langen, rollenden Locken über die Schulter. Einige trugen lange Bärte, Andren waren Kinn und Oberlippe glatt geſchoren. Hüte, Mützen und Barets lagen umher. Der Tiſch,

um den die Gesellschaft saß, war mit Büchern, Schriften und Landkarten bedeckt.

Die Anwesenden waren bei dem Eintritte des Hausherrn in lebhaftem Gespräch. Dabei war es wieder auffallend, daß alle Mundarten Deutschlands vertreten waren, von der weichen Hannövrischen und Braunschweigischen und der scharfen Ostpreußischen an bis zu der harten und breiten Schwäbischen und der noch härtern und breitern Schweizerischen hin. Selbst jener leicht herauszuerkennende Dialekt fehlte nicht, mit dem Fremde, namentlich aus dem Osten Europas, das Deutsche auszusprechen pflegen.

Der Hausherr mußte schon in ihrer Mitte gewesen sein; denn er nahm schweigend Platz unter ihnen und das Gespräch erlitt durch seine Ankunft weder Unterbrechung noch Veränderung. Doch hob bald nach seinem Eintritte Einer der ältern Männer mit erhöheter Stimme an: Ich denke, Ihr Brüder, wir beginnen unser Tagewerk!

Es wurde ihm von mehrern Seiten Beifall zu erkennen gegeben.

Bruder Schrader übernehme heute den Vorsitz! rief eine jüngere Stimme.

Einverstanden! antworteten mehrere Stimmen.

Ein großer, magrer Mann mit einem blassen, aber ausdrucksvollen Gesicht, nahm einen Hammer,

der in der Mitte des Tiſches lag. Er that damit einen Schlag auf den Tiſch. In dem Zimmer herrſchte geräuſchloſe Stille.

Mitbürger! hob der Vorſitzende ſodann mit einer wohltönenden, ernſten Stimme an, Veranlaſſung und Zweck unſrer heutigen Zuſammenkunft iſt Euch Allen bekannt. Wir ſind hier in Folge des Beſchluſſes unſrer letzten Verſammlung, um das Wohl des Vaterlandes und die ernſten Ereigniſſe der letzten Zeit zu berathen. Die Zeit iſt, ſeitdem wir uns zuletzt ſahen, ſchwerer, die Ereigniſſe ſind wichtiger geworden. Ich hoffe, daß auch das Ziel einer glücklichen Löſung, der Befreiung des Vaterlandes, um ein Bedeutendes näher gerückt iſt. — So viel zur kurzen Einleitung, da die Zeit zu drängen ſcheint. Berichte jetzt jeder Vertrauensbote aus ſeinem ihm angewieſenen Kreiſe, und ſchreiten wir demnächſt zur Berathung deſſen, was weiter geſchehen ſoll und muß.

Der rechts von ihm Sitzende, ein ältlicher Mann von ſtillem Weſen, nahm zuerſt das Wort: Ich habe aus meinem Kreiſe nur Weniges mitzutheilen. Der kältere Nordoſten erzeugt kälteres Blut. Der größern Maſſe fehlt die germaniſche Bildung, noch mehr die germaniſche Innigkeit. Der Landmann iſt faſt gar nicht zugänglich, der kleinere Städter nur wenig mehr. In der Hauptſtadt meines Kreiſes be-

ſtehn die bekannten tüchtigen Elemente. Wir ziehen fortwährend manche herrliche, beſonders jüngere Kräfte an uns. Wir breiten uns aus in den größern und Mittelſtädten der Provinz. Wir gewinnen ſelbſt, wenn auch nur langſam, Boden in den kleinern Städten und hin und wieder auf dem platten Lande. Sollte in der nächſten Zeit ein Schlag ausgeführt werden, ſo iſt auf meinen Kreis noch nicht zu rechnen.

Er ſchwieg. Niemand erwiederte ihm etwas.

Ein Zweiter ergriff das Wort: Ich habe den größten Kreis zu vertreten, aber wol das Wenigſte zu berichten. Oeſterreichs deutſche Völker ſchlafen noch immer den politiſchen Todesſchlaf unter Metternichs Zauberſtabe. In Ungarn macht ſich zwar eine Oppoſition geltend, aber ſie iſt für Deutſchland ohne lebenskräftige Bedeutung. Dabei iſt nicht zu verhehlen, daß die Regierung ſich Mühe gibt, den materiellen Wohlſtand zu heben. An eine politiſche Erhebung iſt in langer Zeit noch nicht zu denken.

Dennoch, hob lebhaft ein Dritter an, ein kleiner unterſetzter Mann mit blitzendem Auge, mit ſchwarzem Haar, dennoch, ſprach er in einem ſcharfen, fremden Dialekte, verachtet nicht ganz den Oſten. Glaubt mir, er iſt vielleicht der erſte, der Euch auch den politiſchen Morgen, die Morgenröthe der Frei-

heit bringt. Der fremde Absolutismus kennt in meinem unglücklichen Vaterlande keine Schranken mehr. Gewalt und Willkür treten täglich mehr ohne Scheu auf. Ihr kennt die Details. Selbst die deutsche Presse kann sie nicht mehr ganz verschweigen. Die Wirkung ist einfach. Täglich gewinnt unsre Sache mehr Anhänger; täglich schaaren die Verbündeten sich fester zusammen. Der Druck erzeugt Tag für Tag mehr und lebendiger das Bedürfniß der Freiheit, den, ich möchte sagen: wüthenden Wunsch nach Befreiung. Nur ein Funke und das Pulverfaß fliegt in die Luft. Die erste Gelegenheit wird uns in Erhebung und im Kampf finden. Die Organisation schreitet, je geheimer desto mächtiger voran. Ihr könnt auf uns rechnen; wir rechnen auf Euch.

Ein allgemeines Bravo folgte seinen feurigen Worten.

Ein blasser Jüngling mit wallenden, blonden Locken, im knappen, deutschen Rocke, mit umgelegtem Hemdkragen, war der Vierte, der das Wort hatte. Er begann langsam und pathetisch: Auch das Sachsenland ist gerüstet zum ernsten, blutigen Kampfe gegen die Tyrannen. Sein tapfres, nur für die Freiheit glühendes Volk brennt vor Begierde die Sklavenketten zu zerbrechen und abzuwerfen. Seit

dem Jahre 1819 haben ſeine von Deutſchlands Univerſitäten zurückkehrenden Söhne das Volk mit der Milch der Freiheit genährt, durch Schrift und Wort, in Stadt und Land. Hundertauſende ſtehen im Lande der Sachſen bereit, ſie harren nur des Rufes, nur des Winkes, um loszuſchlagen, um zum blutigen Werke zu ſchreiten. Ich habe von allen Seiten den Auftrag, Euch, Ihr Brüder, zu grüßen und Euch an das Herz zu legen, daß Ihr nicht zu lange zögern mögt mit dem Kampfe gegen unſere Unterdrücker. Ich meine auch, die Zeit iſt gekommen, wo wir die Freiheit wieder erobern können. Unſre Fürſten ſind eingeſchlummert in der Sicherheit des Abſolutismus; die Heere ſind nicht mehr kampfgewöhnt; der gemeine Soldat gehört überdies dem Volke an und der Geiſt der Offiziere iſt der Geiſt der blaſſen Renommage von Roßbach und Jena. Wenn da die Völker brennen und überall muthige Männer und Jünglinge bereit ſind, ſich an die Spitze zu ſtellen, wie ſoll man da noch zögern und zaudern?

Ein großer Theil der Anweſenden, beſonders der Jüngeren, klatſchte auch ihm Beifall. Manche ſahen dagegen ſtill und nachdenklich vor ſich hin.

Auch ich, ſprach mit Feuer ein anderer junger Mann, gleichfalls hohläugig und mit langem Haar, ſtimme dafür, daß wir nicht länger ſäumen. Die

Stunde der Tyrannen hat geſchlagen, ſie hätte meines Bedünkens ſchon längſt ſchlagen ſollen. In allen deutſchen Gauen müſſen die Männer und Jünglinge jetzt —

Meine Freunde, unterbrach ihn der Vorſitzende Schrader, laßt uns nicht vergeſſen, daß wir in dieſem Augenblicke nur erſt Bericht erſtatten wollen. Das, was geſchehen ſoll, kann erſt ſpäter berathen werden.

Der junge Mann fügte ſich der eben ſo gemeſſenen als freundlichen Ermahnung und fuhr minder lebhaft fort: In meinem Kreiſe ſteht gleichfalls eine große und wohlgerüſtete Schaar zum Kampfe bereit. Ueberall iſt das Volk von der Idee der Freiheit durchdrungen. Die Führer haben es vorbereitet durch Vereine, die ſie durch das ganze Land geſtiftet, durch Schriften, die von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus verbreitet werden. Ich wage nicht zu viel zu behaupten, wenn ich verſichere, daß im Lande hunderttauſend kampfgerüſtete Männer und Jünglinge nur des Wortes harren, um über die Tyrannen herzufallen. Es muß losgeſchlagen werden, ſonſt wird das Volk ungeduldig.

Und am Rheinſtrom? fragte der Vorſitzende einen ernſten Mann, den jetzt die Reihe traf.

Als der Mann antworten wollte, erſchallte in

drei hellen Schlägen eine Glocke im Inneren des Hauſes, nicht weit von dem Saale, wo man ſich befand.

Alle horchten auf. Der Hauswirth aber erhob ſich ruhig und bat, ſich nicht ſtören zu laſſen, die Glocke rufe nur ihn hinaus. Er verließ den Saal.

Der von dem Vorſitzenden aufgeforderte Mann ſprach nach einer kurzen Weile: Der Rheinſtrom, wie Ihr wißt, meine Freunde, ſieht an ſeinen Ufern der deutſchen Stämme mehrere und in mannichfach verſchiedenen politiſchen Lagen und Verhältniſſen. Ich fühle mich verpflichtet, da es ſich um das Höchſte und Heiligſte, um das Wohl des Vaterlandes handelt, nicht in allgemeinen Phraſen zu ſprechen, ſondern Euch ein klares und ausführliches und möglich getreues Bild vorzuführen. Zu dieſem Ende muß ich theils mehrfach unterſcheiden, theils an manches Frühere anknüpfen.

Während der Pauſe, die er hier machte, kehrte der Hausherr in den Saal zurück. In ſeinen Mienen war, wenn auch nicht geradezu Beſorgniß, doch eine gewiſſe Unruhe zu leſen. Auch der unterbrochene Redner bemerkte dies. Er ſchwieg daher und Alle ſahen den Zurückgekehrten an.

Es wird mir, ſprach dieſer, ein allerdings ungewöhnlicher, um nicht zu ſagen, auffallender Vor-

fall gemeldet. Vor dem Thore hält eine Abtheilung von dreißig Mann Cavallerie unter Führung eines Offiziers.

Was iſt ihr Begehr? fragte der Vorſitzende.

Ich hatte meinen Leuten den Befehl ertheilt, mich zu rufen, ſobald ſich ein Fremder dem Hofe nahe, und mit Niemanden zu ſprechen, bis ich da ſei. Ich ſelbſt wollte Euch nur vorher Mittheilung von dem Beſuche machen, bevor ich mich auf etwas Weiteres einließ.

Die Mittheilung brachte unter den Anweſenden einen ſehr verſchiedenen Eindruck hervor. Während nur Wenige ganz ruhig blieben, gerieth die Mehrzahl in nicht geringe Aufregung, und in manchen Geſichtern ſogar, namentlich derer, die am tapferſten geſprochen hatten, zeigten ſich unverkennbare Spuren eines heftigen Erſchreckens. Ein paar griffen ſogar unwillkürlich nach ihren Sachen.

Soldaten? Cavallerie? Was mag das zu bedeuten haben? Sollten wir verrathen ſein? Sollte man uns verfolgen?

So ſprach es durch einander.

Der Wirth wollte beruhigen. Beſondere Gefahr iſt keines Falls vorhanden, ſagte er.

Er wurde durch einen Wink Schraders unterbrochen.

Laß ſie, Goltz, ſagte er leiſe zu ihm, Baliſchewski, Dorwitz und ich bleiben zurück.

Der Wirth winkte ihm Einverſtändniß und wandte ſich wieder zu den Andren. Gefahr iſt noch nicht vorhanden, fuhr er in den abgebrochnen Worten fort, dieſer Saal ſteht durch einen verdeckten Gang in Verbindung mit der Ruine und aus der Ruine führt ein Ausgang unmittelbar in das Dickicht des Waldes, in welches namentlich die Cavallerie nicht dringen kann. Zur Noth habe ich noch einen zweiten Ausweg. Wir ſind alſo auf alle Fälle ſicher, wenn auch das Gut beſetzt und umſtellt ſein ſollte. Indeß ſtelle ich Euch anheim, unſre Berathungen für heute abzubrechen und Euch jetzt bei Zeiten und in Ordnung zurückzuziehen, damit es ſpäter, wenn die Gefahr drängen ſollte, nicht in Uebereilung und Unordnung zu geſchehen braucht.

Ich füge, nahm Schrader das Wort, den zweiten Grund hinzu, daß wir doch einmal geſtört ſind, und unter den gegenwärtigen Verhältniſſen heute zu einer völlig aufmerkſamen, unſrer Aufgabe würdigen Berathung nicht wieder gelangen möchten. Mein Vorſchlag iſt, wir zerſtreuen uns ſofort und ſind, wenn wir nicht eine Beſetzung des Schloſſes erfahren, zur Wiederaufnahme unſrer Verhandlungen morgen um dieſelbe Stunde wieder hier, die uns heute

vereinigte. Sollte das Schloß morgen beſetzt ſein, ſo wird die nächſte Zuſammenkunft in gewöhnlicher Weiſe beſtimmt werden.

Die vorgebrachten Gründe leuchteten ein und fanden keinen Widerſpruch. Der Wirth des Hauſes ſchloß eine kaum bemerkbare Tapetenthür auf, hinter der ſich eine ſtarke, eiſerne Thür befand. Er ſchloß auch dieſe auf und führte durch dieſelbe ſeine Gäſte in einen ziemlich geräumigen, von dicken Mauerſteinen aufgeführten, gewölbten Gang, der von oben durch Oeffnungen in der Form von Schießſcharten ein freilich nur ſpärliches Licht empfing. Aus dem Gange gelangte man in einen Keller der Ruine, wo ein ſtarkes, feſtverſchloſſnes Doppelthor mitten in das tiefſte und dichteſte Gebüſch hineinführte, das ſich den ganzen Berg entlang, an deſſen Abhange die Ruine lag, nach beiden Seiten weithin ausbreitete. Der Hausherr entließ hier ſeine Gäſte, händigte die gebrauchten Schlüſſel dem geweſenen Vorſitzenden Schrader ein und kehrte ruhigen Schritts zu dem Schloſſe zurück.

Der Bediente kam ihm entgegen.

Ihrem Befehle gemäß, ſagte er, habe ich den Offizier aufgehalten; Sie wären unwohl; Sie wollten nicht geſtört ſein; Sie hätten alle Ihre Leute bis auf mich und noch Einen ausgeſchickt und mir be-

fohlen, die Thore zu ſchließen und Niemanden ohne Ihre Erlaubniß einzulaſſen. Ich fragte ihn, was er wünſche, um ihn dann Ihnen melden zu können.

Nun?

Er verlangte darauf blos Einlaß, um ſich auf dem Hofe und in den Wirthſchaftsgebäuden und Ställen umzuſehen. Er wolle Sie daher nicht ſtören und verlange Einlaß nur für Sich und einen Unteroffizier; die übrige Mannſchaft ſolle draußen bleiben. Ich verſprach, Ihnen das zu melden.

Sagte er nichts über den Zweck der beabſichtigten Durchſuchung?

Nichts.

Sonderbar! Indeß laß ihn ein, laß ihn überall hin, wohin er will, nur nicht in dieſen Saal und meine andren Zimmer. Der Vorwand meines Unwohlſeins wird ein ausreichender Entſchuldigungsgrund ſein. Zeige ihm im Uebrigen kein Mißtrauen.

Der Bediente ging.

Nach einiger Zeit kehrten die drei vertrauteren Verbündeten, Schrader, Baliſchewski, der Berichterſtatter aus Polen, und Dorwitz, der Vertrauensbote vom Rheinſtrom, durch die Tapetenthür in den Saal zurück.

Vor allen Dingen, Freund Goltz, wie ſteht es mit dem Militair? fragte Schrader.

Goltz berichtete.

Und welches ſind Deine Vermuthungen über den Zweck dieſes ſonderbaren Beſuchs.

Ich bin darüber nicht im Klaren. Es ſteht allerdings Militair hier an der Grenze, allein noch niemals hat ein Soldat meinen Hof betreten. Mit den Offizieren habe ich nicht den geringſten Verkehr. Ein beſondrer Vorfall hat ſich, meines Wiſſens, in der Gegend nicht ereignet. Ich ſtrenge meinen Scharfſinn vergebens an.

Laß ihn ruhen. Wir ſind hier ſicher?

Vollkommen.

Alſo zu unſrem Werk. Zuvor bin ich Euch Aufklärung ſchuldig, warum der Zwiſchenfall mir erwünſcht gekommen iſt. Der Grund iſt einfach der, daß in unſerer Geſellſchaft zu viel Phantaſten und Schwächlinge waren. Ich habe ſchon lange eingeſehen, daß mit dieſen Menſchen ein gedeihlicher Entſchluß ſchwer zu faſſen iſt. Wir Vier müſſen vorher unter uns einig ſein, nur dann erſt können wir mit ihnen verhandeln und unſer Uebergewicht über ſie zur Geltung bringen.

Du haſt Recht, entgegnete Dorwitz. Das iſt eben ein großes Unglück für die Sache unſeres Vaterlandes, daß zwar ſehr viel guter Wille, aber auch bei weitem mehr guter Wille als Einſicht

und Beſonnenheit und die auf Einſicht und Beſonnenheit gebaute, wahre Kraft da iſt. Es ſteht uns viel ſchöner und muthiger, ſelbſt todesmuthiger Enthuſiasmus zu Gebote, aber er ſchadet im Ganzen mehr, als er nützt.

Ihr Deutſchen ſeid ſonderbare Menſchen, fiel der Pole Baliſchewski ein, Ihr meint, auch das Vaterland, auch die Freiheit könne nur durch ruhiges, kaltes Nachdenken und Grübeln gerettet werden und da verdammt ihr den Enthuſiasmus. Was iſt denn die Vaterlandsliebe, was iſt denn die Liebe zur Freiheit anders als Enthuſiasmus? Wer ſich für die Idee des Vaterlandes und der Freiheit nicht zu begeiſtern vermag, der wird nie ſein Vaterland retten und ein Volk, das nicht dafür begeiſtert iſt, wird nie eine Nation, nie frei werden.

Das ſpricht eben für uns, nahm Schrader das Wort, die Begeiſterung für Vaterland und Freiheit iſt noch nicht in alle Schichten des deutſchen Volkes gedrungen. Die Maſſe iſt noch nicht empfänglich dafür. Sie muß erſt dafür vorbereitet, dafür zugänglich gemacht werden und das kann bei dem eigenthümlichen Charakter des Deutſchen durch den Enthuſiasmus Einzelner nicht geſchehen. Ihr Polen, gleich den Franzoſen, habt flüchtiges, reizbares Blut genug, um durch das Feuer und Beiſpiel Ein-

zelner ergriffen und ſofort zu Thaten hingeriſſen zu werden. Es ſteckt dafür auch, laß mich aufrichtig ſein, Freund Baliſchewski, gerade genug Nachahmungstrieb in Euch. Das Alles geht dem Deutſchen, wenigſtens in ſolchem Grade, ab. Der Deutſche iſt ſchwerfälliger Natur. Das Beiſpiel entflammt ihn nicht, ſondern bringt ihn zum Nachdenken, Berechnen. Erſt dadurch ſetzt ſich die Idee in ihm feſt und nur die Idee, nicht das bloße Beiſpiel treibt ihn zu Thaten. Table darum den Deutſchen nicht, mein Freund, ich für meine Perſon finde im Gegentheil einen großen Vorzug in dieſem Charakter. Die Thaten des Deutſchen, die ſo entſtehen, ſind kräftige Früchte, Früchte der innern Ueberzeugung und der unverkennbaren Ueberzeugungstreue; ſie ſind nicht die leicht zu verwehenden Blüthen eines durch die Gewalt des bloßen Beiſpiels raſch entſtandenen und nur zu leicht wieder verfliegenden Rauſches. Ich könnte hier an einen Vergleich zwiſchen unſrem kräftigen, alten Rheinwein und dem flüchtigen Schaume des Champagners erinnern, aber ich liebe ſolche Bilder nicht.

Ich habe indeſſen noch etwas hinzuzufügen, bemerkte Dorwitz. Der Unterſchied in dem Charakter des Deutſchen einerſeits und des Polen und Franzoſen andrerſeits iſt im Ganzen richtig angegeben;

uns begeiſtert nicht ſo ſehr das Beiſpiel, als die eigene, innere Ueberzeugung, allein laßt uns auch zugeſtehen, daß es in allen unſren Bewegungen ſeit den Freiheitskriegen uns an großen, erhabnen Beiſpielen gefehlt hat. Kein großer Mann, kein Mann, deſſen Namen eine Bedeutung im Vaterlande ſich erworben hatte, iſt mit Begeiſterung für das Vaterterland aufgetreten, nicht einmal in Wort und Schrift, viel weniger mit der That. Unſre großen Männer halten ſich zu ſehr zurück. Sie ſind, möchte ich ſagen, zu deutſch und das iſt für ſie ein Vorwurf.

Ich glaube es nicht ganz zugeben zu dürfen, erwiederte Schrader. Dieſes Zurückhalten iſt da, ich leugne es nicht, aber kann es nicht das Reſultat vollſtändig richtiger Berechnung ſein?

Wieder Berechnung! lachte der Pole.

Allerdings, aber eine Berechnung, die hier durchaus nothwendig erſcheint. Iſt einmal der Character des Deutſchen ſo, wie ich ihn geſchildert habe und wie Ihr ihn mir zugebt, und iſt die Idee für Freiheit und Nationalität in der Maſſe des Volkes noch nicht zum Bewußtſein gekommen, was ſoll dann eben der Enthuſiasmus, das glänzende Beiſpiel des Einzelnen und wenn er noch ſo hoch ſteht und wenn er einen noch ſo gefeierten Namen trägt? Es würde wirkungslos verpuffen, wie das Pulver, das auf

der Pfanne des verſagenden Gewehrs abbrennt. Ich wiederhole, das deutſche Volk muß erſt vorbereitet, empfänglich gemacht werden. Noch iſt die Maſſe nicht reif.

Schrader, nahm Goltz das Wort, ſcheint mir in Eurem Streite um ſo mehr Recht zu haben, da er nur das vertheidigt, was wir ſelbſt Alle ſeit Jahren ausführen. Unſer Streben iſt ja eben dahin gerichtet, dem Volke durch Belehrung in möglich mannichfacher Weiſe die Ueberzeugung von der Nichtachtung ſeiner Rechte, von ſeiner Unfreiheit, von ſeiner Unterdrückung durch die Fürſten, durch Ariſtokratie, Bureaukratie und Pfaffenthum zu verſchaffen, um auf dieſem allerdings langſamen Wege für die Idee der Freiheit zu begeiſtern. Freilich aber haben wir dabei ſtets Einen erheblichen Factor im Auge, ich meine ein großes, die Welt erſchütterndes Ereigniß. Ein ſolches Ereigniß machen wir durch unſer berechnetes und berechnendes Vorbereiten nicht, denn die Ereigniſſe der Geſchichte ſind überall und ſtets anders, als der kalte Verſtand des Menſchen gerechnet hat. Aber immer treibt auch ein großes Ereigniß den Geiſt und ein ganzes Volk oft um Jahrhunderte auf einmal vorwärts.

Nicht immer! ſprach kopfſchüttelnd Schrader. Indeß laßt uns nicht ſtreiten ohne beſtimmten Zweck.

Laßt uns berathen, was für die nächste Zeit zu thun ist, denn die nächste Zeit wird sehr ernst und folgenreich werden.

Man setzte sich. Gleichzeitig trat der Bediente des Hausherrn ein und berichtete, daß das Militair wieder abgezogen sei; der Offizier habe sich nur flüchtig in den Scheunen, Ställen und Wagenremisen umgesehen und sich darauf, ohne ein Wort zu sagen, entfernt.

Nach dieser Unterbrechung fuhr Schrader fort: Nach allen Symptomen der Zeit, nach den Nachrichten in den öffentlichen Blättern und nach den Berichten unsrer zuverlässigen Freunde im Auslande bereitet sich wieder eine jener Katastrophen vor, die, wenn sie uns auch nicht sofort die Freiheit bringen, sie uns doch um ein Bedeutendes näher rücken. Das allgemeine Symptom der Geschichte dafür ist die furchtbare Spitze, auf welche die Frechheit des Absolutismus und die Unterdrückung der Völker in fast ganz Europa jetzt hinaufgetrieben ist. Auf der höchsten Spitze kann sich für die Dauer nichts halten. Was oben angelangt ist, muß herunter; in der Regel fällt es und wenn es fällt, ist sein Sturz um so rascher und vernichtender, je höher die Spitze war. Die Unterdrückung der Europäischen Völkerfreiheit steht, zwar noch nicht auf höchster, aber auf

ſehr hoher Spitze. Laßt mich eine kurze Rundſchau halten. Den Zuſtand unſres Vaterlandes kennen wir Alle. Der Bundestag, die Carlsbader Beſchlüſſe, die Centralunterſuchungs-Commiſſion, die Unterdrükkung der Schrift, des Worts, der Vereinigung halten es in einer Knechtſchaft, wie unſere Geſchichte ſie noch nicht gekannt hat. Das Leben des Volkes iſt von den Fürſten mit einer eiſernen Kette umſchlungen. Metternich und die heilige Allianz triumphiren über das Gelingen ihres Werkes. Leider erkennt die Maſſe des Volkes, wie ſchon geſagt, dieſes Gelingen nicht und fühlt nicht den furchtbaren Druck. Das iſt der Stand der Dinge in unſrem Vaterlande. — Das Geſchick der Völker Europa's iſt ein gemeinſames. Es gebietet eine politiſche Solidarität über ſie. Eins der mächtigen Glieder in dieſem Ringe iſt das franzöſiſche Volk. Es gibt ſchon ſeit längerer Zeit die Impulſe für die politiſche Entwicklung der übrigen Völker. In Frankreich aber iſt die höchſte Höhe des Abſolutismus bereits erreicht. Der Fall ſteht in nächſter Nähe bevor. Die Verblendung des Königs und Polignacs und ſeiner Miniſter iſt eben ſo groß als unbegreiflich. Selbſt auswärtige abſolute Regenten warnen, wohl einſehend, daß jene einen Fall des Königthums herbeiführen, der über die Grenzen Frankreichs hinaus erſchütternd wirken muß.

Die Warnungen finden keinen Eingang mehr. Nach den Mittheilungen unſrer Agenten wird man in den nächſten Tagen zu dem letzten Aeußerſten greifen; man wird die neu erwählte, noch nicht zuſammengetretne Kammer auflöſen, man wird ein neues Wahlgeſetz octroyiren, um eine gefügigere Kammer zu erzielen, man wird ein neues Preßgeſetz erlaſſen, aber in Frankreich iſt das Volk ſich ſeiner Freiheit bewußt. Die Führer ſind vorbereitet und haben vorbereitet. Die Organiſation iſt eine bewunderungswürdige. An dem Tage, an dem die erwähnten Ordonanzen erſcheinen, wird auch der Sturm des Volks losbrechen. Der Sieg iſt nicht zweifelhaft. — Laßt mich über die kleinen Staaten Europa's raſch hinweggehen, um zu England zu gelangen, das nächſt Frankreich den meiſten Einfluß auf die Europäiſchen und alſo namentlich auch deutſchen Geſchicke ausübt. Italien ſeufzt unter der Knechtſchaft Oeſterreichs, Spanien kann von dem Joche eines eben ſo übermüthigen als feigen und verrätheriſchen Tyrannen, der durch die pragmatiſche Sanction einen neuen Treubruch verübt hat, ſich nicht befreien, Portugal liegt in Todeszuckungen unter der neuen Geißel Gottes. Der leicht erregbare, feurige Geiſt dieſer Völker kann jeden Augenblick erwachen. Er wird erwachen, wenn irgend eine andre Bewegung Europa's ihn weckt. — Die ſchwer kranke

Zeit hat ſelbſt das ſtarke Albion ergriffen. Wellingtons eigennütziges und niederträchtiges Regiment hat dem Abſolutismus in ganz Europa willig einen ſchmachvollen Verſchub geleiſtet, aber auch dort iſt die höchſte Höhe erreicht, die in England der Abſolutismus erreichen kann. Die Oppoſition regt ſich mächtig und ein vollſtändiger Wechſel der Regierung und des Syſtems ſteht in nächſter Ausſicht. Unſere Agenten theilen die befriedigendſten Nachrichten mit. Die Auflöſung Georgs des Vierten ſteht bevor. Sein Nachfolger, der Herzog von Clarence, gehört dem liberalen Syſtem an. Mit ſeiner Thronbeſteigung iſt Wellingtons Macht gebrochen und die heilige Allianz hat einen ihrer ſtärkſten Haltpunkte verloren. Geſchieht gleichzeitig Ein kräftiger Schlag auf dem Continente, ſo ſteht ein großer Fortſchritt der Sache der Freiheit in gewiſſer Ausſicht, vielleicht noch mehr, und dieſer Schlag geſchieht, wie geſagt.

Warum nicht ihr Sieg? fragte lebhaft der Pole Baliſchewski. Ich verkünde Euch den Sieg, meine Freunde, fuhr er fort, für Euch, für uns, für mein Vaterland Polen, für Euer Vaterland Deutſchland. Ich mußte vorhin Manches verſchweigen, was ich dem vertrauteren Kreiſe jetzt mittheilen kann und muß. Die Verſchwörung iſt durch ganz Polen verbreitet, ſie hat ſich bis tief in Rußland verzweigt.

Sie ist organisirt, die Führer stehen mit einander in der engsten Vereinigung, das Volk ist bewaffnet. Mit dem Auslande sind Verbindungen angeknüpft, mit der liberalen Partei in Frankreich, wie in England. Es ist richtig, die Bombe der Revolution wird zuerst in Paris platzen, gleichzeitig wird aber der Schlag in Warschau erfolgen und mein Volk wird siegen, denn es wird kämpfen für seine Nationalität, für seine Freiheit, für seine Ehre, es wird seine Tyrannen bezwingen. Erhebt sich zu gleicher Zeit Deutschland, so ist der Sieg ganz unzweifelhaft, aber auch ohne Deutschland werden diesmal die Waffen Polens unüberwindlich sein.

Das eben ist die hochwichtige Frage, bemerkte Schrader, ob das deutsche Volk schon jetzt bei einem Ausbruche, der nothwendig nächstens in Paris erfolgen muß, sich erheben soll und kann.

Es muß, es muß! rief der Pole, rechnet nur diesmal nicht.

Auch ich, nahm Dorwitz das Wort, bin der Meinung, daß wir die Tyrannenketten lange genug getragen haben, um sie jetzt abwerfen zu können. Daß furchtbare Revolutionen in Europa für die allernächste Zeit in blutiger Aussicht stehen, wer wollte das bezweifeln! Sie werden rund um Deutsch-

land herum wüthen. Wie soll da das deutsche Volk allein geduldig in seinem Joche verharren?

Weil seine Zeit noch nicht gekommen ist, antwortete Schrader mit Nachdruck.

Der Schall der Glocke im Flur, rief den Hausherrn aus dem Saale. Er blieb lange aus und die Unterhaltung stockte während seiner Abwesenheit. Eine gewisse Ueberraschung und Unruhe, die sich bei seiner Rückkehr in seinem Gesichte aussprach, ließ sie auch jetzt nicht sofort wieder in ihren Gang kommen; sie erweckte bei seinen Gästen eine Neugierde, die er befriedigen mußte.

Das aufsteigende Gewitter hat einen neuen Besuch gebracht, der diesmal nicht sogleich zurückzuweisen war. Ein Herr und eine Dame baten um Aufnahme, bis das Gewitter vorüber sei.

Und was beunruhigt Dich dabei, denn Dein Auge verräth in der That einige Besorgniß?

Besorgniß wol gerade nicht, wiewol ich nicht leugnen will, daß mich eine etwas beunruhigende Ahnung beschlichen hat.

Welcher Art?

Es drängte sich mir, in Verbindung mit dem vorherigen Besuch des Militairs, unwillkürlich der Gedanke an den Diamantendiebstahl und die Flucht der Prinzessin in unsrem Nachbarstaate auf.

Weißt Du Näheres von dieſer ſcandalöſen Hofgeſchichte?

Sie iſt in tiefes Dunkel gehüllt. Auch ich kenne nur die allgemein bekannten Thatſachen. Der Schmuck der Erbprinzeſſin, über eine Million an Werth, iſt auf eine bis jetzt unbegreifliche Weiſe geſtohlen. Gleichzeitig iſt die Prinzeſſin Amalie verſchwunden und mit ihr ein junger Amerikaner, der ſchon ſeit längerer Zeit Zutritt zu den Hofzirkeln hatte. Man hat ihre Spur bis jetzt nicht gefunden.

Das Verbrechen wäre danach ſo ſehr unbegreiflich eben nicht, bemerkte Dorwitz.

Leerer Schein, zufälliges Zuſammentreffen! fiel mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit der Pole Baliſchewski ein. Der Verbrecher iſt in einer ganz anderen Richtung zu ſuchen. Man hat am frühen Morgen des Diebſtahls ſehr verdächtige Menſchen in der Nähe des Schloſſes geſehen.

Eine dritte Verſion wäre die wahrſcheinlichere, bemerkte Schrader mit einer gewiſſen zurückhaltenden Entſchiedenheit. Indeſſen, Goltz, wie kommſt Du auf dieſe Combination?

Wer kann ſich Rechenſchaft geben von unbeſtimmten Ahnungen?

Haſt Du Deinen Beſuch geſehen?

Nein! Sie ſind mit Extrapoſt in einem eleganten

Reiſewagen angekommen. Ich habe ihnen oben Zimmer anweiſen laſſen und ſie der Vorſorge meines gewandten Bedienten überlaſſen.

Auffallend bleibt es allerdings, daß vorhin der Offizier gerade nur in den Ställen und Remiſen ſeine Nachforſchungen vornahm, als wenn er nach einer Equipage ſuche. Kennt Jemand von Euch die entflohene Prinzeſſin?

Niemand hatte ſie geſehen.

Man iſt jedenfalls ſicher bei Dir? fuhr in etwas beſorgtem Tone Schrader fort.

Ich ſtehe für Alles ein.

So laßt uns zu unſerer Berathung zurückkehren.

Sie fuhren in der abgebrochnen Unterhaltung fort, während das Gewitter, das unterdeß ſchwer und ſchwarz am Himmel aufgeſtiegen war, anfing, ſich in Sturm, Donner und Regen zu entladen.

Schrader nahm zuerſt wieder das Wort. Der Schlag in Paris, ſprach er, wird ohne Zweifel in erſter Zeit geführt werden. Das Volk wird ſiegen. Ob es ſeinen Sieg benutzen wird, iſt eine andere Frage. Nach meinen Nachrichten habe ich nur zu ſehr Urſache, zu befürchten, daß es das Opfer einer Intrigue werden wird, deren geheime Fäden ſchon jetzt feſt geſchlungen ſind. Es würde dann nur ein Perſonen-, kein Regierungswechſel eintreten, indeß

jedenfalls wird eine ſiegreiche Revolution gekämpft werden. Auch in Polen wird die Revolution losbrechen. Siegt ſie nicht, ſo wird ſie auf alle Fälle hartnäckig und lange kämpfen. Wahrſcheinlich wird das Doppelbeiſpiel noch andere Völker mit ſich fortreißen. Für uns iſt die Frage: Was ſoll Deutſchland thun? Wie ſoll Deutſchland ſich zu dieſen Kämpfen, inmitten dieſer Kämpfe verhalten?

Das kannſt Du als fraglich bezeichnen? rief Dorwitz aus. Ich ſtimme Baliſchewski bei, Deutſchland muß, es darf diesmal nicht rechnen, es muß handeln. Erwäge nur eins, denke an Polen. Kann Polen jemals ſiegen, iſt es nicht, gegenüber dem dreifachen Feinde der heiligen Allianz, unrettbar verloren, wenn ſich nicht gleichzeitig Deutſchland erhebt?

Ich fürchte das, aber mein Vaterland ſteht mir höher und näher als Polen. Ueberdies kann Polen niemals Deutſchland befreien, aber Deutſchlands Freiheit iſt die Befreiung Polens. Was kann nun Deutſchland jetzt durch einen Aufſtand gewinnen? Wir dürfen uns darüber nicht täuſchen. Ich habe bereits geſagt und Ihr habt mir beigeſtimmt, das deutſche Volk in ſeiner Geſammtheit, in ſeiner Mehrheit, ja nur in einer bedeutenden Minderheit iſt noch nicht reif für die Freiheit. Es kann daher noch keine Revolution, es kann nur Putſche, nur

Krawalle machen. Der Geiſt iſt da, aber er ſchlummert noch, er muß noch erſt, oder mindeſtens noch mehr geweckt werden. Es fehlen ferner die Führer. Ihr habt es mir ſelbſt eingeräumt. Nennt mir einen einzigen großen Mann, von dem ihr erwarten könntet, daß er ſich an die Spitze der Revolution ſtellen würde. Weiter fehlt noch jene Spitze, von der wir bereits ſprachen. Die Höhe, auf welcher der Abſolutismus angelangt iſt, iſt eine ſchwindelnde, aber ſeine höchſte Spitze hat er noch nicht erreicht. Das deutſche Volk muß noch mehr geknechtet werden, bevor es den Abſolutismus ganz ſtürzen, bevor es ſich ſeine Freiheit dauernd erringen kann. — Ihr ſeht mich erſtaunt an, meine Freunde! Fragt den Polen, ob in ſeinem Vaterlande die Feſſeln der Gewalt, der Rohheit, der Unmenſchlichkeit nicht tiefer in das Fleiſch des Volkes einſchneiden als in den deutſchen Gauen?

Der Pole nickte ſtumm.

Auch das deutſche Volk muß noch mehr leiden, wenn es ganz frei werden will. Die heilige Allianz und ihre Träger und Diener werden ſchon dafür ſorgen. Dann erſt können wir das erringen, was endlich uns noch fehlt. Ich meine die Einigkeit. Das eben iſt entweder die größte Schmach, oder das größte Unglück des deutſchen Vol-

kes, daß es durch die Intereſſen, den Hader, den Zwieſpalt ſeiner Fürſten ſich ſelbſt in ſo viele Theile und Stücke hat zerreißen laſſen, als es Fürſten und Fürſtengeſchlechter mit verſchiednen Intereſſen in dem armen Vaterlande gab und gibt. Ein deutſches Volk beſteht nur dem Namen nach. Die verſchiednen Stämme ſind nicht mehr Kinder Eines Vaters, Einer Mutter, ſie ſind nicht mehr Bruderſtämme, ſie ſtehen einander gegenüber, wie eine Menge feindlicher oder beſtenfalls gleichgültiger Geſchlechter und ſo lange ein ſolcher Zuſtand beſteht, iſt eine Revolution mit Erfolg in Deutſchland eine Unmöglichkeit. Die Europäiſche Völkerfreiheit kann ohne eine Solidarität der Völker Europa's keinen Beſtand haben. Wie ſollte eine deutſche Freiheit kräftiges Leben gewinnen können, ohne eine Verbindung der deutſchen Stämme? Nun aber ſchaut um Euch in Deutſchland und dann beantwortet Euch ſelbſt die Frage: Wird der Preuße dem Oeſterreicher zu Hülfe eilen, wenn dieſer ſich in Wien ſeine Freiheit erkämpfen will? Wird gegenſeits der Oeſterreicher dem Preußen zu Hülfe nach Berlin ziehen? Wird der Baier dem Sachſen, der Würtemberger dem Hanoveraner, ja nur der Heſſe dem Braunſchweiger helfen, wenn Einer von ihnen ſeine Feſſeln zerbrechen will? Ihr meint vielleicht, es ſei eine ſolche Hülfe auch nicht eben nothwendig,

ſchon jene Solidarität ſei ausreichend, vermöge deren, wenn Ein deutſches Land ſich erhebe, zu gleicher Zeit ſämmtliche übrige Länder Deutſchlands aufſtänden und ihre Freiheit eroberten. Es wäre das in der That zur Noth ausreichend und gerade dieſes iſt es, was wir ſeit Jahren anbahnen und zu erreichen ſtreben. Allein, wie vielfacher Täuſchung geben wir uns dabei hin! Wie weit ſind wir denn mit unſren Beſtrebungen gekommen und wie weit können wir damit kommen? Iſt es überhaupt möglich, dreißig Revolutionen und Revolutiönchen auf einmal zu machen? Iſt dies möglich bei den ſo mannigfach verſchiednen Zuſtänden und Verhältniſſen der Regierenden wie der Regierten? Ihr bringt kaum drei Revolutionen an Einem Tage in Deutſchland fertig und wenn Ihr noch ſo ſchön und glatt Alles organiſirt habt vom Norden zum Süden, vom Oſten zum Weſten. Denkt anſtatt an alles Andre, nur an das Eine, daß zur Revolution mehr als der bloße Wille gehört, ſie zu machen. Es ſind dazu Zeit und Gelegenheit, Gunſt und Verhältniſſe, Glück und Geſchick, ja Wind und Wetter nöthig. Und wenn Ihr nicht einmal drei, geſchweige dreißig Revolutionen in Deutſchland zu gleicher Zeit zu Stande bringen könnt, was wird dann das Loos der fertig gewordnen ſein? — Man wird ſie todtſchlagen! —

Die Fürſten ſind einiger, als die Völker. Und wenn ſie auch bisher Todfeinde, wo es gegen die Völker gilt, da würden ſie zuſammenſtehen wie Ein Mann. Die von der Revolution verſchonten werden den von ihr Betroffnen zu Hülfe eilen und ihr Volk wird mit ihnen ziehen, ehe es ſich beſinnen kann, wohin und gegen wen es zieht. So wird, gerufen oder ungerufen, der deutſche Fürſt für den deutſchen Fürſten, aber der deutſche Bruderſtamm gegen den deutſchen Bruderſtamm kämpfen. Es wird der Bürgerkrieg ſich in Deutſchland erheben, in welchem der eine deutſche Stamm die Freiheit des andren und ſomit ſeine eigene bekämpfen wird, bis zuletzt durch ganz Deutſchland die junge Freiheit wieder vernichtet und das deutſche Volk ſich ſelbſt wieder die Sklaverei erkämpft, mit ſeinem Blute die Sklaverei erkämpft hat. — Das wird das Loos Deutſchlands ſein, wenn Ihr jetzt ſchon deutſche Revolutionen machen wollt. Nein, nein, Ihr müßt warten, bis Eine einzige Revolution in ganz Deutſchland möglich ſein wird und die wird erſt dann möglich ſein, wenn auch das deutſche Volk ſeinen Tyrannen gegenüber feſt wie Ein Mann zuſammengewachſen iſt. Damit das aber geſchehe, muß das deutſche Volk noch ſehr viel und noch ſehr lange gemißhandelt und geknechtet werden. —

Er ſchwieg. Seine Zuhörer ſaßen ſtumm, in ernſtem Nachdenken. Seine Worte ſchienen eine Wahrheit ausgeſprochen zu haben, die ſie nicht wegleugnen konnten, die einen tiefen Eindruck auf ſie machte.

Dorwitz nahm zuerſt wieder das Wort: Deine Ausſichten ſind um ſo trüber, da ſie die deutſche Freiheit faſt in die unerreichbare Ferne hinausſchieben. Was Du von dem Hinderniſſe ſagſt, das in dem Mangel an ſtaatlicher Einheit läge, ſcheint mir allerdings unwiderleglich zu ſein; wenigſtens kann ich es für den Augenblick mit Gründen nicht beſtreiten. Ich muß vielmehr zugeben, daß unſer armes Vaterland dadurch in einer ganz beſonders ungünſtigen Lage ſich befindet. Allein wie ſoll eben ohne eine Revolution dieſe ſtaatliche Zerſplitterung Deutſchlands ſich ändern?

Auch ich, erwiederte Schrader, bin darüber nicht im Klaren. Hier indeß verlaſſe ich mich gerade auf unſere Feinde ſelbſt. Die deutſchen Fürſten halten nur zuſammen, ſoweit es gegen die Völker gilt. Im Uebrigen kennt jeder nur zunächſt das Intereſſe ſeiner Dynaſtie. Nehmen wir hierzu das Geſetz der Natur, das zu Waſſer wie zu Lande, über Fiſchen, vierfüßigen Thieren und Menſchen gilt, nämlich, daß der Größere den Kleineren verſchlingt, ſo

glaube ich, können wir unſren Fürſten ſchon vertrauen, daß ſie in dieſem Punkte möglichſt für unſere Freiheit wirken werden. Hauptſächlich wird freilich immer das gemeinſame Leiden, der gemeinſame Druck zu Einem Volke, zu Einem bewußten Volke uns einigen.

Freunde, ſagte Goltz, ich bin mit Aufmerkſamkeit Euren Reden gefolgt. Sie haben Ein Bedenken in mir zurückgelaſſen. Sie ſcheinen mir in Widerſpruch mit Euren Handlungen zu ſtehen. Wenn Ihr noch keine Revolution wollt, vielleicht in den beiden erſten Menſchenaltern noch nicht, warum arbeitet Ihr denn fortwährend auf die Revolution hin? Warum organiſirt Ihr ſie denn ſchon?

Soll ich Dich, Freund Goltz, an das bibliſche Bild von den klugen und thörichten Jungfrauen erinnern? Wie oft tritt in der Weltgeſchichte plötzlich ein Ereigniß auf, das alle menſchliche Berechnung zu Schanden macht! Auch in Deutſchlands Geſchichte kann es hineinſtürzen. Dürfte es uns unvorbereitet finden? Abgeſehen davon, Eins erreichen wir durch unſre Vorbereitungen und Organiſationen ſicher, daß iſt die immer feſtere und ſtärkere Verbindung des Volks. Und, aufrichtig geſtanden, dies iſt auch nur mein unmittelbares Ziel bei allen meinen Beſtrebungen. Dieſes Ziel iſt aber auch ein überaus wichtiges, das wir in keinem Augenblick

vernachläſſigen mögen. Und das gerade, Euer volles Intereſſe darauf hinzulenken, hat mich bewogen, Euch zu unſrer gegenwärtigen Beſprechung zuſammenzurufen. Die Elemente, die uns zu Gebote ſtehen, ſelbſt jene jungen, unpraktiſchen, mit der Welt und dem Leben noch nicht vertrauten Phantaſten, ſind für dieſes Ziel vortrefflich zu gebrauchen. Sie ſind brav und es durchglüht ſie ein edles Feuer, das auch das Volk immer mehr beleben und erwärmen wird. Beleben, Bilden und Vorbereiten, das ſei unſre Aufgabe.

Und wenn, fragte Baliſchewski, nächſtens der blutige Schlag der Revolution rund um Euer Deutſchland herum erfolgt? Was iſt dann Eure Aufgabe? Zuſehen? Die Hände in den trägen Schooß legen?

Zuſehen, mitfühlen und erſtarken!

Traurige Egoiſten! Zuſehen, wie Eure Brüder zur Schlachtbank geſchleppt werden! Eine edle Nation vernichten laſſen, um Euch ein Beiſpiel zu verſchaffen, aus dem Ihr eine zweifelhafte Moral zu Eurem eignen Nutzen und Frommen ziehen könnt!

Bruder Pole, es liegt in dem, was ich ſagte, etwas ſehr niederſchlagendes für Dich und Dein armes Volk, werde darum aber nicht ungerecht gegen uns. Betrachte den Lauf der Geſchichte. Ueberall wirſt Du ſehen, daß anſcheinend ein Volk zum Mittel für ein andres hat dienen müſſen, aber es war

dies nur ſcheinbar ſo. Alle Völker bilden Ein Ganzes. Jedes einzelne Volk iſt eben nur ein Theil dieſes Ganzen und was es als Opfer darbringt, das bringt es als Opfer dar für das Ganze, mithin auch für ſich ſelbſt. In der Weltgeſchichte kann kein Volk als Mittel für die Zwecke andrer Völker gedacht werden. Jedes Volk ſteuert nur zu ſeinem Theile bei für die Entwicklung des ganzen Menſchengeſchlechts. Wenn Polen in dem bevorſtehenden Kampfe den Reſt ſeines nationalen Lebens zu Grabe tragen ſieht, ſo geſchieht das nicht blos zum Ruhm und Frommen Deutſchlands, nicht damit Deutſchland allein ein Exempel daran nehme und Kraft daraus ſchöpfe für ſeine Befreiung allein, nein, es geſchieht, damit auch Polen ſelbſt deſto eher und kräftiger zur vollſtändigen Freiheit und Nationalität wieder erſtehe und zwar durch Deutſchland. Ja, Ihr werdet unterliegen in dem Kampfe, der Eurer wartet, ich fürchte es, ich bin deſſen gewiß. Ihr werdet unterliegen gerade durch Deutſchlands Ohnmacht, vielleicht gar Verrath, aber Ihr werdet unterliegen, weil es für Euch ſelbſt alſo nothwendig iſt. Und darum kämpfet, kämpfet in Gottes und der Freiheit Namen den furchtbaren Kampf, der Eure Felder düngen wird mit dem Blute Eurer edelſten Männer und Jünglinge.

Wir werden ihn kämpfen.

Und wir werden, ſagte Dorwitz, nicht mitkämpfen in den Freiheitskämpfen der Nationen um uns her?

Wir werden nicht kämpfen. Unſer Plan ſei, uns zurückzuhalten, wenn einzelne Conflicte in unſrem Vaterlande entſtehen, ſelbſt das Volk davon zurückzuhalten. Unnützes Blut darf nie vergoſſen werden, laßt uns in unſerer morgenden Verſammlung darauf hinarbeiten.

Alles erwogen, bemerkte Goltz, ſind wir allerdings zu einem nahe bevorſtehenden Kampfe keineswegs gerüſtet, und nahe bevorſtehend iſt eine neue Revolution in Europa, beſonders in Frankreich. Jene Hunderttauſende, die nach den Mittheilungen unſerer phantaſtiſchen Freunde kampfbereit in den deutſchen Gauen daſtehen ſollen, möchten im Falle eines wirklichen Kampfes eben ſo ſehr zu kleinen Häuflein zuſammenſchrumpfen, als dieſe Häuflein ohne Plan und Führung herumagiren und der guten Sache mehr ſchaden als nützen würden. Ich ſtimme deshalb Schraders Anſicht bei.

Deſto mehr, ſagte Dorwitz, muß es unſre Aufgabe ſein, dem Volke tüchtige Führer zu verſchaffen, aber woher dieſe nehmen?

Wir müſſen ſie, antwortete Schrader, nur

ſuchen und zwar in dem Volke ſelbſt ſuchen und ausbilden. Das gerade iſt ein wichtiger Theil unſres Berufs. Wir, die wir jetzt einen, wenn auch zurückgezogenen Theil der Führer bilden, wie ſind wir zu unſerer Stellung gelangt? Jene Männer ſuchten und fanden und bildeten uns, mit denen wir lange gemeinſam gewirkt haben, deren Loos jetzt leider der Kerker iſt, wenn ihre Gebeine nicht ſchon längſt vermodert ſind, jene Arnſtein, Vorhöff, Horberg. Deutſchland iſt noch immer nicht arm an tüchtigen Kräften. Auch unter den Männern und Jünglingen, die unſre heutige Verſammlung bildeten, wird mancher tüchtige Kopf, mancher kräftig leitende Arm ſein, wenn die Zeit der Gefahr hereinbricht, Wir müſſen ſie nur führen. — Und ſomit, ſchloß er, ſtände in der Hauptſache unſer Beſchluß feſt.

Du nannteſt, nahm Dorwitz das Geſpräch auf, die Namen dreier ſehr edler Männer. Habt Ihr noch immer über ihr Schickſal nichts gewiſſes erfahren?

Ich weiß gar nichts, ich kenne nur das ſchmachvolle Leben der Frau des armen Horberg.

Die Familie Vorhöffs, erwiederte Baliſchewski, habe ich durch einen Zufall endlich aufgefunden. Sie iſt verſorgt.

Das Schickſal der drei edlen Männer ſelbſt zu er-

mitteln, ſetzte Goltz hinzu, iſt, wie Ihr wißt, meine Aufgabe. Ich werde morgen ausführlichen Bericht erſtatten über die Schritte, die ich gethan habe. Sie ſind leider bisher ohne Erfolg geweſen. Ich habe Vertraute in faſt alle Gefängniſſe und Feſtungen Deutſchlands geſandt, aber es hat ſich keine Spur von ihnen gefunden.

Freilich, bemerkte Schrader, ſolche Männer des Volkes ſind den Tyrannen gefährlicher als Armeen. Man wird Alles aufgeboten haben, ſie auch bis auf ihre Spur für das Volk unſichtbar zu machen, wenn ſie überhaupt noch leben. — Allein, lebt wohl, meine Freunde, bis morgen. Das Gewitter liegt in ſeinen letzten Zügen. Mich lockt die neue Friſche von Baum und Feld ins Freie. Dorwitz wird mich begleiten. Morgen ſehen wir uns wieder. — Doch noch Eins, Freund Goltz, ſorge dafür, daß Dein neuer Beſuch da oben nicht in die Hände von Verfolgern fällt. Auch ich habe eine Ahnung und es iſt mir, als müßte ich ein ganz beſonderes Intereſſe an den Liebesleuten nehmen, denn das werden ſie ja wol ſein. — Lebt wohl.

Er entfernte ſich mit Dorwitz, Baliſchewski begleitete ſie, aber eben nur, um ihnen das Geleite zu geben, und dann zurückzukehren; er hatte ſein Quartier bei ſeinem Freunde Goltz.

Der Hausherr begab ſich in ſein Wohnzimmer, deſſen Fenſter auf den Hof führten. Auf dieſem war der fremde Poſtillon beſchäftigt, die Pferde vor den Reiſewagen zu ſpannen, mit dem die zuletzt eingetroffnen Gäſte angekommen waren. Das Gewitter hatte ſich völlig verzogen, der Regen hatte nachgelaſſen, der Himmel fing bereits an, ſich wieder aufzuklären. Der Poſtillon förderte ſeine Arbeit nur langſam. Ein junger Mann von hohem, ſchlanken Wuchſe in Reiſekleidung, die einen mehr als gewöhnlichen Reiſenden ankündigte, kam aus dem Hauſe zu ihm und ſchien ihn zur Eile zu ermahnen. Der junge Mann kehrte darauf in das Haus zurück. Dem Hausherrn fiel es auf, daß das Paar, das nach der Erſcheinung des jungen Mannes den höheren Ständen angehören mußte, ohne Bedienung reiſe. Während er darüber nachdachte, trat ſein Bedienter in die Stube; das Geſicht des Menſchen verrieth einige Beſtürzung.

Herr, ſagte er, es kommt wieder Militair auf den Hof zugeritten, von mehreren Seiten, am Garten, hinter den Scheunen, vorn am Hauptthore; es iſt als wenn ſie den ganzen Hof umzingeln wollten.

Wiſſen es die Fremden? fragte der Hausherr raſch.

Ich glaube es nicht.

Goltz ging in der Stube umher, er ſchien keinen beſtimmten Entſchluß faſſen zu können.

Unterdeß trat der Fremde mit ſchnellen Schritten und einer, wenn auch nicht gerade ängſtlichen, doch auch nicht unbeſorgten Miene in das Zimmer. Er ging ſofort auf Goltz zu.

Mein Herr, ſagte er, entſchuldigen Sie, wenn ich ohne viele Umſchweife mich an Sie wende. Ich habe die Ehre, den Herrn dieſes Hauſes zu begrüßen?

Goltz verbeugte ſich ſtumm, zum Zeichen der Bejahung.

Ich gewahre, fuhr jener fort, in dieſem Augenblicke, daß Ihr Haus mit Militair umſtellt iſt. Der Grund iſt mir zwar unbekannt, indeß die Dame, mit der ich reiſe und ich, ſind in einer eigenthümlichen Lage. Ein Zuſammentreffen mit dem Militair könnte Unannehmlichkeiten für uns herbeiführen. Darf ich die Bitte an Sie richten, uns, falls es Ihnen möglich iſt, einen ſichren Zufluchtsort anzuweiſen?

Der Entſchluß, mit dem der Hausherr vor einigen Augenblicken noch gekämpft haben mochte, ſchien jetzt auf einmal gefaßt zu ſein. Wie mit leichterem Herzen antwortete er: Sein Sie unbeſorgt,

Sie ſind hier vollkommen ſicher vor jeder Entdeckung. Haben Sie nur die Güte, Ihre Dame hierher zu führen, mein Bedienter wird, damit jede Spur Ihres Hierſeins beſeitigt werde, Ihre Sachen nachtragen.

Aber unſer Wagen?

Haben Sie Ihre Sachen noch darin?

Sie ſind oben!

So ſteht der Wagen ſicher unter meinem Schutze.

Der Fremde wollte noch eine Bemerkung machen, er ſchien ſich aber plötzlich zu beſinnen, daß ſie nicht nothwendig ſei; er verließ das Zimmer, von dem Bedienten gefolgt. Wenige Minuten nachher trat er an dem Arm ſeiner Reiſegefährtin wieder ein.

War der Fremde ein ſchöner, junger Mann von feiner und gewandter Weltbildung, ſo war ſeine Begleiterin eine nicht minder ſchöne, junge Frau von hohem Anſtande und einer imponirenden Sicherheit in ihrem Benehmen.

Der Hausherr führte ſie aus ſeinem Zimmer in den Saal, in welchem vorher die Verſammlung ſtattgefunden hatte. Hier beſann er ſich doch eine Weile, einen prüfenden Blick auf das Paar werfend. Es ſchien, daß er mit ſich zu Rathe ging, ob er den wildfremden Menſchen, die ihm nicht einmal ihren Namen mitgetheilt hatten, ein für ihn

nicht unwichtiges Geheimniß ſeines Hauſes wirklich anvertrauen ſolle. Doch mußten die Bedenklichkeiten allmälig gewichen ſein, wenigſtens theilweiſe. Er ſchloß die Tapetenthür, dann die hinter derſelben befindliche, eiſerne Thür auf und führte ſeine Gäſte in den gewölbten Gang. Weiter aber führte er ſie nicht. Sich entſchuldigend, daß er ihnen ein beſſeres Unterkommen nicht anbieten könne, mit der Verſicherung aber auch, daß hier jede Gefahr der Entdeckung unmöglich ſei, bat er ſie, zu harren, bis er wieder zu ihnen kommen werde. Der Bediente brachte die Reiſeſachen nach; für mögliche Bequemlichkeiten wurde geſorgt. Die Thür hinter ſich verſchließend, verließ der Hausherr ſie ſodann, von dem Bedienten begleitet. Er begab ſich zurück in ſein Wohnzimmer.

Draußen am Hofthor wurde ſtark gepocht. Gleichzeitig kehrte vom Garten her Baliſchewski zurück.

Ein Abenteuer! ſprach dieſer ſcherzend. Wir ſind von allen Seiten durch Militair umſtellt.

Ich weiß es bereits. Unſere Freunde? —

Sind in Sicherheit. Ich bin, wie Du weißt, durch meine Päſſe ſtets geſchützt. Aber Deine Gäſte?

Sie ſind gleichfalls in Sicherheit.

Der empfangenen Weiſung gemäß, hatte der Bediente das Thor geöffnet und das Militair ein-

gelaſſen. Den commandirenden Offizier führte er auf deſſen Verlangen zu dem Hausherrn.

Es iſt mir leider wol bekannt, mein Herr, empfing Goltz den Eintretenden, daß wir in einem Staate leben, in dem die Freiheit und Unverletzlichkeit des Hauſes eben nicht ſehr geachtet werden. Ich hoffe aber dennoch, Sie werden die Güte haben, ſich über den mindeſtens ſehr ſonderbaren und auffallenden Einfall in meiner Wohnung zu rechtfertigen.

Mein Herr, erwiederte ihm der Offizier nicht ohne Höflichkeit, der Soldat hat nur ſeiner Ordre zu gehorchen. Hier die meinige!

Er händigte dem Hausherrn ein Papier ein. Dieſer las es und, indem er es zurückgab, ſagte er:

Ihr Befehl iſt in der Ordnung. Sie müſſen danach handeln. Gegen Ihren Vorgeſetzten werde ich meine Genugthuung verfolgen. Was iſt Ihr Begehr bei mir?

Mein Herr, ich bin auf der Verfolgung zweier flüchtigen Perſonen begriffen, eines Herrn und einer Dame. Sichrer Nachricht zufolge ſollen ſie bei Ihnen Aufnahme gefunden haben. Ich erſuche Sie, mir die Flüchtigen auszuliefern, widrigenfalls Sie mich in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzen würden, bei Ihnen eine ſtrenge Nachſuchung zu halten.

Mein Herr, erwiederte ihm Goltz, etwas gereizt,

wenn ich Jemanden in meinem Hauſe Aufnahme und Schutz gewährt habe, ſo iſt es, darauf können Sie ſich verlaſſen, ſicherlich im Einklange mit den Geſetzen dieſes Landes geſchehen, alsdann aber werden Sie einem Ehrenmanne zutrauen, daß er nicht zum Verräther an der Heiligkeit des Gaſtrechts wird. Thun Sie, was Ihres Amts iſt.

Meines Amts? fuhr der Offizier beleidigt auf, aber er mochte in demſelben Augenblick einſehen, daß zu der Beleidigung mindeſtens volle Veranlaſſung vorlag, meine Pflicht allerdings, fuhr er gemäßigter fort, gebietet mir, zu dem zu ſchreiten, was ich Ihnen bereits angedroht habe. Vorher geſtatten Sie mir indeß, Ihnen einige Bemerkungen zu machen, damit Sie ſich überzeugen, daß mein Einſchreiten bei Ihnen nicht des nahen, dringenden Grundes entbehrt. Die Perſonen, die geſucht werden, reiſen in einer Chaiſe mit Extrapoſtpferden. Man hat ihre Spur bis hieher verfolgt. Vor etwa einer Stunde ſind ſie bei Ihnen eingekehrt. Nicht blos jene Chaiſe iſt Zeuge, die dort auf dem Hofe ſteht. Nicht weit von Ihrem Gute liegt die Wohnung eines Ihrer Arbeiter. Die Frau deſſelben hat ſelbſt verſichert, daß ſie geſehen habe, wie die Reiſenden auf Ihren Hof gefahren ſind.

Er ſchwieg und ſah den Hausherrn fragend an.

Erwarten Sie eine Antwort? fragte ihn dieſer.

Sie werden zugeben, daß dieſe Umſtände gegen Sie ſprechen. —

Gegen mich, mein Herr? Sie nehmen einen Ton an, als wenn ich Ihr Inquiſit wäre.

So berechtigen Sie mich wenigſtens zu der Frage, wer in jener Reiſechaiſe zu Ihnen gekommen iſt?

Mein Herr, es gefällt mir Ihnen auf dieſe Frage zu antworten. So erfahren Sie denn, daß in jener Chaiſe ein Beſuch bei mir eingetroffen iſt.

Der Offizier biß ſich ein klein wenig in die Lippen. Er fuhr fort: Noch mehr, mein Herr, dieſelbe Frau theilte mir mit, daß Sie heute Beſuch von mehreren Perſonen erhalten hätten, die verſtohlen durch die Hinterthür bei Ihnen eingekehrt ſind. Es war ſelbſt der Frau auffallend geweſen.

Ich habe Beſuch gehabt, mein Herr; die Frau hat ganz richtig geſehen.

Mein Herr, Sie ſehen, ich bin genau unterrichtet. Ich bitte Sie nochmals, mir ein Durchſuchen zu erſparen, das mir nur unangenehm iſt.

Mein iſt die Schuld nicht.

Sie zwingen mich alſo —!

Ich Sie, mein Herr?!

Ich bedaure, ich muß beginnen.

Sie ſehen, ich bin längſt darauf gefaßt.

Darf ich Sie bitten, mich zu begleiten?

Mein Bedienter wird Sie führen. — Johann, dort an der Wand hängen die Schlüssel. Führe den Herrn Major, wohin er befiehlt.

Der Offizier fuhr wiederum auf, aber wiederum mäßigte er sich. Er entfernte sich mit dem Bedienten.

Goltz, darf ich Dir etwas sagen?

Sprich.

Freund Goltz, sagte der Pole mit seinem schärfsten polnischen Dialekte, wenn Du mich behandelt hättest, wie diesen Offizier da, ich hätte Dir den Degen durch den Leib gerannt.

Freund Balischewski, erwiederte ihm der Andre, hättest Du eine Mission übernommen, wie dieser Offizier da, so hätte ich Dich behandelt wie ihn und Du hättest mir nicht den Degen durch den Leib gerannt.

Freilich, freilich, warum läßt er sich zum Polizeischergen gebrauchen?

Er wird sich auch noch als andrer Scherge gebrauchen lassen. Unsre Fürsten sind im besten Zuge, aus dem Soldaten wieder den alten Söldner zu machen. Indem sie ihm von der einen Seite schmeicheln und ihn mit äußrem Glanze überhäufen, um ihn andrerseits immer mehr zu einer bloßen Maschine für ihre absolutistischen Zwecke zu dressiren, sind sie

zu gerade auf dem Wege, ihn die äußere Ehre mit der wahren, innern Ehre verwechseln zu laſſen und an Stelle der letztren die innere Gemeinheit immer mehr in ihm feſtzuſetzen.

Wie in Rußland. Aber das ruſſiſche Militair ſchlägt ſich tapfer.

Fürchtet Ihr Polen es?

Nein, bei Gott nicht. Gegen den Enthuſiasmus, gegen den Geiſt hält am Ende keine Maſchine aus.

Wol! Aber ich bitte Dich doch, unſre Soldaten nicht ganz mit den Ruſſiſchen zu verwechſeln. Es beſteht zwiſchen beiden ein ſehr großer Unterſchied. In unſrem Soldaten iſt Geiſt, in dem Ruſſiſchen nicht. In unſrem Soldaten wird er nur gewaltſam zurückgedrängt, unterdrückt. Das wird zu einer Zeit ſich furchtbar rächen, wie jede gewaltſame Unterdrükkung des menſchlichen Geiſtes.

Die Soldaten hatten unterdeß auch das Innere der Gebäude beſetzt, während der Major Zimmer für Zimmer, Gelaß für Gelaß durchſuchte.

Wo haſt Du die Verfolgten untergebracht?

In dem verdeckten Gange. Ich habe ſie jedoch nicht hinausgeführt. Trotz meiner und Schraders Ahnung in Betreff ihrer hielt mich ein gewiſſes Bedenken zurück, das Geheimniß des Hauſes ganz preis zu geben. Sie ſind indeß auf alle Fälle ſicher.

Mein Benehmen gegen den Major hat wenigſtens das bewirkt, daß er ſich etwas ſchämte über ſeinen Auftrag; er wird ihn deshalb, zumal in Geſellſchaft des Bedienten, nicht ſo ſehr genau nehmen. Ich bin überzeugt, daß er nicht einmal die Tapetenthür finden wird. Fände er ſie aber auch, ſo gelangt er auf keinen Fall an die richtige, eiſerne Thür; mein alter Johann wird ihn durch eine geſchickte Wendung in den Keller führen.

Du verläßt Dich ſo ſicher darauf?

Schlimmſtenfalls bleibt mir ja noch der Weg von der Ruine her in den Gang, um ſie hinauszuführen.

Ich bin beruhigt.

Der Offizier kehrte nach einiger Zeit mit dem Bedienten zurück. Er hatte nichts gefunden und war verdrießlich. Mit kurzen Worten empfahl er ſich; bald darauf verließ er mit ſeiner ganzen Mannſchaft den Hof.

Goltz ging, ſeine Gäſte aus ihrem Verſteck zu befreien. Er theilte ihnen das Vorgefallene mit und bezeichnete ihnen die Richtung, in welcher das Militair abgezogen. Die Geſichter der beiden Leutchen erheiterten ſich.

Unſre Paſſage iſt demnach frei, ſagte mit unverkennbarer Herzenserleichterung der junge Mann.

Die Dame ſtimmte ihm nicht minder freudig bei.

Die Anordnungen zu ihrer Abreiſe waren bald getroffen. Sie fuhren ab.

Als der Wagen aus dem Schloßthore rollte, brach Baliſchewski, der während der ganzen Zeit nach ihrer Rückkehr aus dem Gange ein tiefes Stillſchweigen beobachtet hatte, in ein faſt boshaftes Gelächter aus.

Freund Goltz, ſagte er, weißt Du, wen Du beherbergt, wen Du gerettet haſt? O, daß Du ſo die Freundſchaft ehren, die Tugend belohnen mußt! Deine Gäſte waren die Frau von Horberg und ihr Buhle zweiter Linie, der Prinz Amberg!

Zum Teufel!

VII.

Das Stilleben.

Vor dem einfachen, ſtillen Landhauſe zeigte ſich ein freundliches und doch ernſtes Bild. In der offnen Laube ſaß ein junges, ſchönes Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau und neben dem Mädchen ein Knabe, ein Kind von kaum fünf Jahren. Der Knabe war friſch, blühend und reizend. Das durch nichts getrübte, das ganze, fröhliche und unendliche Glück des Kindesalters ſprach ſich in ſeinen Geſichtszügen aus, wenn es ihm gelungen war, in der Bilderfibel, in der er ſtudirte, den Namen des Bildes, den ihm die Figur ſchon längſt angezeigt hatte, auch durch Buchſtaben mühſam zuſammenzuſetzen. Das Lernen, wie das ganze Leben, war ihm noch ein heiteres Spiel. Dem jungen Mädchen hätte man es wünſchen mögen, daß das Leben ſtets ein heiteres, glückliches Leben für ſie bleibe, ſo ſchön,

ſo rein, ſo unſchuldig war das ganze Weſen, aber ein Zug des Kummers in dem jugendlichen Geſichte und die ſchwarze Trauerkleidung, die ſie trug, zeigten, daß der Ernſt des Lebens bereits ſchwer und hart an ſie herangetreten war. Es waren unverkennbar wehmüthige Erinnerungen und klagende Gefühle, mit denen ihr ſchönes Auge in die Natur hinausblickte, die ſie umgab.

Dieſe Natur war eine herrliche. Zwei Reihen hoher Berge bildeten ein enges Thal. Die Berge waren vom Fuße bis zum Scheitel mit dichtem Wald bewachſen, aus dem hin und wieder graue Felſen in wunderlichen Geſtalten trotzig hervorragten, bald drohend, als wenn ſie ſich hinunterſtürzen, bald drohend, als wenn ſie in den Himmel hineingreifen wollten. Durch die Mitte des Thales wand ſich auf buntem Kies ein raſch dahin fließender Bach; ſein leiſes Murmeln verlor ſich unter den Erlen und Weiden, die ſeine Ufer beſchatteten. Er entſprang kaum einige hundert Schritte weit aus zahlloſen Quellen, dort oben, wo die beiden Reihen der Berge zuſammentraten und das Thal ſchloſſen. Sein kurzer Lauf ging mitten durch ſchmale, grüne Wieſen, die von dem Fuße der Berge an das Thal bildeten. Nur wo das Landhaus ſtand, hatte die Kunſt und der Fleiß der Menſchenhände den Wie-

ſenplan verdrängt und einen anmuthigen Garten zu beiden Seiten des klaren Waſſers geſchaffen. Schon einige hundert Schritte unterhalb des Hauſes erreichte er ſein raſches Ziel. Die zwei Reihen der Berge rückten hier näher zuſammen, ihre Seiten und ihre Häupter waren von Wald entblößt, der ſtarre und nackte Felſen trat hervor. Zwiſchen ihnen hindurch floß der Bach, ſich ergießend in einen Fluß, der jenſeits quer an ihnen vorüber ſtrömte, ſo unmittelbar, daß er ihren Fuß umſpülte. Ein hohes, weites Felſenthor verband ſie, gerade oberhalb der Einmündung des Baches in den Fluß. Das Auge, das unter dem Felſenthor hinausblickte, fiel in fernem Hintergrunde auf die Ruinen eines alten Schloſſes.

Alſo in der Mitte dieſes ſchmalen, länglichen Bergkeſſels lag einſam das ſtille Landhaus. Es lag auch in der Mitte des anmuthigen Gartens und war das einzige Gebäude in dem Thale.

In das Thal oder in den Keſſel führte nur ein Fußweg. In der Nähe des Felſenthors hatte die eine Bergreihe einen engen, tiefen Einſchnitt. Durch dieſen lief, von der jenſeits liegenden Landſtraße ausgehend, der Fußſteig den Bach aufwärts, an deſſen linker Seite bis an das Thor des Gartens. Auf der rechten Seite des Baches lag das Haus.

Gleich an dem Thore des Gartens befand ſich eine Brücke über den Bach; ein gerader, breiter Fußweg führte von da aus an das Haus; eine weite, offene Laube bedeckte ſeine ganze Länge. Roſen und Geisblatt durchflochten die Hecken der Laube. Bänke ſtanden zu ihren beiden Seiten. Zwiſchen den Bänken ſtanden in Töpfen von weißem und bunten Porzellan die ſchönſten Blumen und Gewächſe der Heimath und des Auslandes. Ihr Geruch erfüllte wollüſtig die Luft.

In dieſer Laube ſaßen das Mädchen und der Knabe.

Um ſie herum war es ſtill und ruhig; kein Laut von außen drang in das ſchmale, enge Thal, kein Laut in ihr wurde rege. Aber es war nicht die Stille und Ruhe des Grabes, die hier herrſchte, es war die feierliche Stille der Morgenandacht, der die ganze Natur in dieſem kleinen Umkreiſe ſich hingab. Der Strahl der Morgenſonne traf hier nicht auf Tod und Verweſung, er traf überall ein ſchönes, friſches und kräftiges, aber feierndes Leben.

Auch das Mädchen feierte. Dachte ſie auch an Tod und Grab, an Kummer und Sorgen, ſo ſtanden doch auf der anderen Seite Bilder der Zukunft vor ihrer Seele und wie könnten wol die Bilder der Zukunft eines jungen Mädchens ganz ohne

Freude, ohne die ſelige Ahnung fröhlicher Lebensluſt ſein?

Sie hatte ſchon lange gefeiert und der Knabe hatte ſchon lange an den Bildern und Buchſtaben ſich ſtill ergötzt, als ein junger Mann aus dem Hauſe trat, leiſen, langſamen Schrittes, als wenn er die Feier des Morgens nicht unterbrechen oder vielleicht auch die Ruhe eines theuren Weſens im Innern des Hauſes nicht ſtören wolle. Er bot dem Paare einen freundlichen Morgengruß, den das Mädchen mit einer Art dankbarer Verehrung, der Knabe mit einem freien, kindlich derben Handſchlage erwiederte. Er ſagte dann dem Mädchen, daß er einen Gang außerhalb des Thales zu machen habe und vielleicht vor Mittag nicht, vielleicht aber früher zurückkehren werde. Er verließ den Garten und entfernte ſich auf dem Fußpfade nach dem Felſenthore hin.

Das Mädchen überließ ſich wieder dem Schaukeln der Gedanken und Träume, der Knabe ſetzte das Spiel ſeines Lernens fort.

S, a, r, g, buchſtabirte er, Sarg! — Anna, die Großmutter haben ſie auch in einen Sarg gelegt?

Ja, mein Kind, antwortete Anna Hammer.

Warum ſtarb die Großmutter?

Alle Menſchen müſſen ſterben!

Warum müſſen alle Menſchen ſterben?

Der liebe Gott hat das ſo beſtimmt!

Auch Anna Hammer mochte, wie mancher Klügere und Weiſere über das den Kindern eigenthümliche Fragen nach dem Warum in Verlegenheit gerathen, ſie hatte wenigſtens nicht auf der Stelle eine Antwort.

Eine blaſſe Frau, gleichfalls in tiefer Trauerkleidung, trat aus dem Hauſe.

Mutter, warum müſſen alle Menſchen ſterben? fragte der Knabe ſie.

Die ſchwergeprüfte Frau hatte wol die Antwort. Damit ſie den Frieden finden, ſagte ſie, den ſie in dieſem Leben vergeblich ſuchen.

Der Knabe verſtand ſie nicht, aber er hatte neuen Stoff für weiteres ſtilles Nachdenken.

Anna, wandte ſich die Frau Vorhöff an ihre Schweſter, ich komme mit einer Bitte zu Dir.

Sprich, liebe Johanna!

Deine Harfe ruhete ſeit dem Tode der armen Mutter, nimm ſie heute wieder zur Hand. Ueberraſche die Prinzeſſin mit einer Deiner herzvollen Phantaſien. Es wird ihr wohlthun und wird auch Dir und mir, uns Allen das Herz wieder leichter machen und die Selige da oben wird ſich ja darüber freuen, wenn uns das Herz wieder leichter wird.

Es wird mir ſchwer werden, Johanna, aber wenn Du es wünſcheſt, ſoll es geſchehen; ich fürchte nur, daß ich keine andere als ſchwermüthige Töne dem Inſtrumente werde entlocken können.

Die Schwermuth, die ſich mittheilt, erleichtert das Herz des Mittheilenden und erweitert das des Zuhörenden. — Alſo heute nach Tiſch.

Nach Tiſch. —

Eduard Buſchby und die Prinzeſſin Amalie hatten ihre Flucht glücklich bewerkſtelligt. Sie fuhren mehrere Tage unter verſchiedenen Namen, unter veränderten Verhältniſſen in manchem deutſchen Lande herum, ſie überſchritten dann die Niederländiſche, dann die Franzöſiſche Grenze und kehrten darauf, als ihre Spur nothwendig gänzlich verloren ſein mußte, nach Deutſchland zurück. Buſchbys Aufgabe geſtattete es noch nicht, die Deutſchen Lande zu verlaſſen. Seine Abſicht war, hier noch eine Zeitlang einen ſtillen, verborgenen Aufenthalt zu nehmen. Er fand dieſen in dem engen Thale, in dem wir auch die Frau Vorhöff mit ihrem Kinde und ihrer Schweſter wiedergefunden haben. Es lag tief im Gebirge in einer wenig bevölkerten, den Reiſenden unbekannten Gegend, entfernt und außer allem Verkehr mit dem Staate, dem die Prinzeſſin angehörte.

Geigenfritz war es, der auf ſeinen Streifzügen

die unglückliche Frau mit den Ihrigen, in fremdem Lande, ohne Obdach, ohne Freund, ohne Bekannten umher irrend, dem Mangel preis gegeben, getroffen hatte. Der abenteuernde Mensch nahm sich ihrer an. In einem einsamen Dorfe brachte er sie unter, aber bald verließ er sie, da sein unruhiges Leben ihm das längere Verweilen an einem und demselben Orte unmöglich mache. Er versprach, bald zurückzukommen. Nach wenigen Tagen schon erfüllte er sein Versprechen.

Sie, sagte er zu der Frau, führe ich zu einem unbekannten Freunde Ihres Mannes und zu einer hohen Dame, deren Beschützer er ist. Ihr Kind und Ihre Schwester bleiben bei Ihnen. Sind Sie zufrieden?

Die trauernde Frau sprach ihm ihren herzlichsten Dank aus.

Für Sie, junger Mann, sprach er zu Bernhard Hammer, hat der Freund Ihres Schwagers in andrer Weise gesorgt. Dies — er händigte ihm eine bedeutende Geldrolle ein — sendet er Ihnen mit dem Auftrage, sich zu einer Ihnen beliebigen Malerakademie zu begeben und Ihre weitere Ausbildung zu bewirken.

Auch Bernhard Hammer dankte aus dem Innersten seines Herzens.

Man fragte nach dem Namen des unbekannten Wohlthäters, Erretters. Der fremde Abenteurer durfte ihn nicht nennen.

Die Geschwister mußten sich trennen. Es wurde weniger schwer bei der Erleichterung ihrer Lage. Bernhard Hammer reiste zu einer berühmten, deutschen Akademie. Die Frau Vorhöff, Anna und der Knabe folgten dem fremden Mann in das enge Thal mit dem Felsenthore.

Sie werden, sagte er unterwegs zu der Frau, nur den Herrn und die Dame treffen. Den Herrn nennen Sie Herrn Eduard, die Dame Amalie. Sie werden ihre Gesellschafterin und sie wird Ihre Freundin werden. —

Es war ein freundlicher Nachmittag, als er sie durch die tiefe Bergschlucht in das Thal führte. Mit einer begreiflichen Spannung schritt die Frau Vorhöff hinter dem sonderbaren Manne, gefolgt von Anna und dem Kinde, in das stille Thal hinein, an dem sanftmurmelnden Bache hin, in das Gärtchen, durch die Laube, auf das Landhaus zu. Es herrschte überall eine durch keinen Laut unterbrochne Ruhe. Kein lebendes Wesen war zu sehen. In der That war auch zu dieser Zeit, außer den Angekommnen, ein lebendes, menschliches Wesen nicht in dem Thale. Der Garten war verschlossen, eben so

das Haus. Der Geigenfritz führte die Schlüssel bei sich, er schloß die Thüre auf.

Wir sind die ersten hier, sagte er, Ihre neuen Freunde werden nachkommen. Richten Sie sich unterdeß ein.

Er führte sie durch die Gemächer das Hauses, für ihre Einrichtung seine Anweisungen, mehr in Form eines Raths, ertheilend.

Dieses Zimmer, sagte er, das freundlichste im Hause bezeichnend, wird das Wohnzimmer der Dame werden. In diesem Zimmer wird die Dame schlafen; es wird zugleich Ihr Schlafzimmer sein, Frau Vorhöff; die Dame wünscht es mit Ihnen zu theilen. Hier gleich neben an wird Anna mit dem Kinde schlafen. Auf der andren Seite des Flurs nach hinten hinaus wird das Schlafzimmer des Herrn sein. Der Salon vorn wird das Gesellschafts- oder, wenn Sie wollen, das Familienzimmer sein.

Der Mann sprach und ordnete an, als wenn er nicht ein Vagabond, sondern der Haushofmeister in einem vornehmen Hause gewesen wäre.

Mit bequemen, zum Theil eleganten Möbeln war das Haus bereits versehen. Eine Dienerin traf wenige Augenblicke nach den Angekommnen ein, ein flinkes, bescheidnes Mädchen, die den Geigenfritz mit großer Achtung, fast mit Verehrung behandelte.

Mit ihrer Hülfe traf die Frau Vorhöff die von dem Geigenfritz angeordneten Einrichtungen. Auch Anna und der Knabe halfen.

Sie waren damit fertig, als, von Geigenfritz geführt, Eduard Buſchby und an ſeiner Hand die Prinzeſſin Amalie ihren neuen Aufenthaltsort betraten.

Es lag eine zarte Aufmerkſamkeit darin, ſowol für die Prinzeſſin als für die Frau Vorhöff, daß er zuerſt die Letztere begrüßte und Beide einander Freundinnen zu ſein bat und daß er erſt dann die Prinzeſſin in dem Hauſe und dem Garten und der Umgegend umherführte.

Schon nach wenigen Tagen war es, als wenn nur Eine Familie von Geſchwiſtern das enge Thal bewohne. Das Leben, das ſie führten, war ganz das Leben liebender, freundlicher Geſchwiſter, unter denen eins durch Höhe der Bildung und Tiefe des Gemüths unbewußt den Vorrang vor den übrigen einnimmt; hier war es die Prinzeſſin, deren Rang die beiden Schweſtern nicht kannten.

Am frühſten waren des Morgens Anna und der Knabe wach. Die erquickende Morgenſonne fand ſie regelmäßig in der Laube vor dem Hauſe. Dann kam der Herr Eduard und ſetzte ſich zu ihnen oder machte, manchmal die Begleitung der Beiden, kleine Streifzüge durch das Thal und ſeine Berge. Spä-

ter geſellte ſich zu ihnen die Frau Vorhöff, aber nur auf kürzere Zeit, denn bald kehrte ſie zurück, um ihrer Freundin den erſten Morgengruß zu bringen. Die Prinzeſſin, wie viele Mühe ſie ſich auch gab, konnte die ariſtokratiſchen Gewohnheiten des Hofle-bens noch nicht ganz von ſich abſtreifen. Sie war die letzte, die in dem Morgenkreiſe erſchien.

Bei der warmen und klaren Witterung wurde das Frühſtück in der Laube eingenommen. Später machte die Dame ihre kurze Toilette, und Spazier-gänge, Vorleſen, Erzählen, Muſik, die Herr Eduard und die Prinzeſſin gemeinſchaftlich machten, füllten die Zeit aus, bis nach ariſtokratiſcher Weiſe die fünfte Nachmittagsſtunde ſie am gemeinſamen Mittagstiſche vereinigte. Plaudern, Erzählen, Spaziergang und Muſik war auch nach Tiſch wieder ihre Beſchäftigung.

Das Leben war einfach, aber unter liebenden Geſchwiſtern und Freunden iſt das einfachſte Leben das ſchönſte, das ſüßeſte. —

Die Frau Vorhöff war in das Haus zurückge-gangen. Anna Hammer verfiel wieder in ihre Träu-mereien. Jemand klopfte ſie leiſe auf die Schulter. Sie ſah auf; der Geigenfritz ſtand hinter ihr. Die lange, täppiſche Figur hatte ſich wie gewöhnlich un-bemerkt herangeſchlichen.

Wieder in Träumen, Fräuleinchen? fragte er gutmüthig ſcherzend.

Sie lächelte ihm mit ſchmerzlicher Freundlichkeit zu.

Aus den Träumen wird bald Ernſt werden, fuhr er fort, Bedeutung in ſeine Worte hineinlegend.

Prophezeihſt Du wieder, Geigenfritz? fragte das Mädchen.

Der lange Mann hatte ſich nicht eher zufrieden gegeben, als bis die ſämmtlichen Bewohner des Thals ihn Du und Geigenfritz nannten; auch das Hausmädchen mußten ihn ſo nennen. Freilich wußte Niemand, ob er einen andren Namen führe.

Herr Eduard hat wol geplaudert, erwiederte er lachend auf die Frage des Mädchens, aber glauben Sie mir ernſtlich, mein kleines, ſchmuckes Fräulein, Sie werden bald nicht viel Zeit mehr zum Träumen behalten. Wenn mich nicht alles trügt, ſo gibt es bald ein Stückchen Arbeit für Sie. Indeſſen das wird ſich ſchon finden, wenn es Zeit iſt. — Iſt Herr Eduard zu Hauſe?

Er iſt ſchon vor einer Weile fortgegangen.

Wohin?

Aus dem Thale; wohin weiter, weiß ich nicht.

Und wann kehrt er zurück?

Vielleicht erſt zur Mittagszeit.

In den harten Zügen des Mannes wurde einige

Unruhe bemerkbar. Nach einer Weile ging er, ohne etwas weiter geſprochen zu haben. Es war ſeine Art ſo.

Er war kaum verſchwunden, als die Prinzeſſin mit der Frau Vorhöff zum Frühſtücken kam. Eine freundliche Hoheit umfloß das ſanfte Weſen. Unwillkürlich mußte ihr Jeder huldigen. Anna ſtand auf, ging ihr entgegen und küßte ihr die Hand. Auch der Knabe bot ihr mit ehrfurchtsvollem Handkuß einen guten Morgen. Sie küßte ihn auf die Wange.

Wo iſt unſer Freund Eduard? fragte die Prinzeſſin. Er fehlt gegen ſeine Gewohnheit.

Er hat ſchon frühzeitig das Thal verlaſſen, berichtete Anna.

Die Prinzeſſin erröthete plötzlich; ſie fragte nicht weiter nach ihm. Sie ſah ſchweigend in die Berge, dann über die waldigen Höhen hinweg in den tiefblauen Himmel. Mancherlei Erinnerungen und Gedanken ſchienen ſie zu beſchäftigen. Bald entriß ſie ſich ihnen jedoch, vielleicht etwas gewaltſam.

Mein lieber Paul, fragte ſie den Knaben, hat Dir Anna heute ſchon ein Märchen erzählt?

Ein Märchen nicht, aber eine Sage, antwortete das Kind.

Und welcher Unterſchied, mein kluger Mann, iſt zwiſchen einem Märchen und einer Sage?

Anna ſagt, ſie ſeien zwei Geſchwiſter.

Wol, aber wer iſt denn der Bruder und wer die Schweſter? Wodurch unterſcheiden ſie ſich?

Der Knabe ſah fragend die kleine Anna an. Dieſe wieder blickte halb fragend, halb Muth zunickend, den Knaben an, aber er blieb die Antwort ſchuldig.

Anna mußte ſie für ihn übernehmen. Das Märchen, habe ich Dir geſagt, ſei überall zu Hauſe, überall, wo man es artigen Kindern erzähle, habe es ſich zugetragen; die Sage aber —

Die Sage aber, fiel der Knabe ein, ſich jetzt wieder, wenn auch nicht ganz genau erinnernd, komme nur aus den alten Schlöſſern und Felſen und finſtern Schluchten.

So ungefähr, ſetzte Anna mit einiger Verlegenheit hinzu.

Ich ſehe, ſagte die Prinzeſſin freundlich zu dem Mädchen, Du biſt eine kleine Gelehrte. Wer aber von den beiden Geſchwiſtern iſt denn nun nach Deinem weiſen Bedünken der Bruder und wer die Schweſter? Ich frage natürlich nicht aus der Grammatik.

Ich würde, entgegnete Anna, auch abgeſehen von der Grammatik, die Sage für die Schweſter und

das Märchen für den Bruder halten, denn während die Sage ſtill und eingezogen an dem Orte feſthält, dem ſie angehört, ſpringt das Märchen eben kühn und wild durch die ganze Welt und iſt hier zu Hauſe und dort und überall.

Das iſt nicht ohne Scharfſinn, bemerkte die Prinzeſſin, aber Du wirſt dagegen zugeben, daß das Märchen zarter und duftiger, weiblicher, mädchenhafter iſt als die Sage, die Dich entweder ſchauerlich oder gar blutig, oder aber etwas keck und frivol anſieht, ſo daß Du immer meinſt, das Bild eines derben oder wilden Burſchen vor Dir zu haben.

Nicht immer möchte es der Fall ſein, antwortete Anna, ich kenne Sagen ſo anmuthig und duftig, wie die zarteſte Mädchennatur.

Allerliebſt, da wirſt Du nächſtens, wenn Du die Freundlichkeit haſt, ſie zu erzählen, an Paul und mir zwei aufmerkſame Zuhörer haben. Aber heute, lieber Paul, werde ich Dich bitten, die Sage der Tante Anna mir wieder zu erzählen.

Die Sage, fing der Knabe ſofort an zu erzählen, war von der weißen und ſchwarzen Frau. Beide Frauen wohnen in den Schlöſſern der Könige. Die weiße Frau iſt ſchneeweiß vom Kopfe bis zu den Füßen. Man ſieht ſie nicht immer, und wo ſie dann iſt, wenn man ſie nicht ſieht, das weiß Nie-

mand. Anna meint, ſie müſſe dann wol in ihrem Sarge ſein, und daraus kommt ſie nur hervor, wenn ein König oder ein Königskind bald ſterben muß, dann geht ſie in den langen, dunklen Gängen in den Königsſchlöſſern um, aber ganz ſtill, man hört ſie nicht, darauf muß dann jedesmal ein König oder ein Königskind ſterben.

Und die ſchwarze Frau? fragte die Prinzeſſin.

Die ſchwarze Frau, fuhr der Knabe fort, iſt ganz ſchwarz, auch vom Kopfe bis zum Füßen. Auch ihr Geſicht — doch nein — Tante Anna, ich habe es vergeſſen, wie iſt denn das Geſicht der ſchwarzen Frau?

Vor dem Geſicht, belehrte ihn Tante Anna, trägt ſie einen dichten ſchwarzen Schleier.

Richtig! Aber in dem Schleier und in ihrem ſchwarzen Kleide und auch an ihren Händen und Füßen ſind dunkle Blutflecke. Sie wohnt in den Schlöſſern der Könige, wie die weiße Frau. Man ſieht ſie aber nur in den Schlöſſern der böſen Könige. Die Könige können auch böſe ſein, ſehr böſe, ſagt Anna.

Sie hat leider ſehr Recht! ſagte mit einem ſchweren Seufzer die Prinzeſſin.

Und ſie können viele Sünden begehen und viele Menſchen unglücklich machen, ſetzte der Knabe ver-

ſichernd hinzu. — Wenn man die ſchwarze Frau nicht ſieht, fuhr er darauf fort, ſo wohnt ſie unter den Schlöſſern tief, tief unter der Erde, da wird ſie von guten Engeln feſtgehalten, aber wenn ein böſer König kommt, dann verhüllen die guten Engel weinend die Geſichter und dann ſteigt die ſchwarze Frau mit den Blutflecken aus der Erde herauf und kommt in das Schloß hinein und ſetzt ſich dicht, ganz dicht hinter den König, und da kann man ſie ſehen, da ſitzt ſie Tag und Nacht bei ihm, und ſagt ihm böſe, ſchwarze Sachen in das Ohr, daß er oft ſelbſt ineinanderſchrickt, beſonders des Nachts, wenn er ganz allein mit ihr iſt, und wenn ſie an ſeinem Bette ſitzt. Das iſt eine ſehr böſe Frau, die ſchwarze Frau, ſagt Anna. Wenn ſie einmal zu einem Könige heraufgekommen iſt, dann läßt ſie nicht wieder von ihm, bis er ſterben muß. Manchmal ſchlägt ſie ſogar ſelbſt ihm den Kopf ab. Wenn er aber geſtorben iſt, dann nimmt ſie ihn mit ſich, tief unter das Schloß, wo ſie ihr blutiges Lager hat und da peinigt und quält ſie ihn.

Der Knabe endigte ſeine Sage.

Die Strahlen der Sonne fielen ſenkrechter und heißer, als Herr Eduard zurückkehrte. Die Prinzeſſin ſah ihm mit einer verſchämten Neugierde entge-

gen. Er verſtand ihren Blick und ſie verſtand die Antwort ſeiner Augen.

Ich bitte die Damen, ſagte er dann, Ihrer Toilette heute eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Wir werden Beſuch in der Nachbarſchaft machen.

Die Prinzeſſin und die Frau Vorhöff entfernten ſich in's Haus. Eduard Buſchby ging in einer freudigen Unruhe an dem Ufer des Baches auf und ab.

Geigenfritz kam wieder in den Garten. Er ging ſofort auf Buſchby zu.

Herr, ſagte er, ich habe Ihnen eine etwas beunruhigende Nachricht mitzutheilen.

Heute? Gerade heute?

Der Oberſt Reuter iſt in der Nähe.

Der junge Mann erblaßte; die Freude wich nun ſeiner Unruhe. Haſt Du ſelbſt ihn geſehen? fragte er.

In dem Städtchen, drei Meilen von hier. Er hat dort übernachtet.

Iſt er allein?

Allein, nur mit Kutſcher und Diener. Er kommt aus der Reſidenz, hörte ich. Wohin er will, konnte ich nicht erfahren.

Iſt er ſchon wieder abgereiſt?

Ich verließ das Städtchen früh, bei Sonnenaufgang. Es hieß, er werde vor zehn Uhr die Abreiſe nicht antreten.

Es iſt jetzt — ?

Bald eilf Uhr.

Buſchby fing an, ſich allmälig zu beruhigen. Im Grunde, ſagte er, iſt es thöricht, an die Nähe dieſes Mannes Beſorgniſſe zu knüpfen. Er iſt mir nie feindlich geſinnt geweſen. Im Gegentheile, er hat mir ſtets ein gewiſſes Wohlwollen gezeigt.

Trauen Sie ihm nicht, denken Sie nur an ſein Verhältniß zu dem Erbprinzen.

Dagegen hat er unzweifelhaft mit meinem Vater in näherer Verbindung geſtanden.

Vielleicht als ſein Verräther.

Ich mag ohne Beweiſe Niemanden für ſchlecht halten.

Wie wollen Sie einem Menſchen etwas beweiſen können, von deſſen ganzem Treiben Niemand auch nur das Geringſte weiß?

Buſchby lachte. Was wiſſen denn die Menſchen von Deinem Treiben, Freund Geigenfritz?

Das iſt etwas Andres. Sie kennen mich und trauen mir. Das iſt genug. Mögen die Andren mich halten, wofür ſie wollen, ich verdenke es ihnen nicht und kann es ihnen auch nicht verdenken.

Du haſt Recht, fuhr Buſchby ernſthafter fort; Ich finde zwar, wie geſagt, keinen Grund zu einer Beſorgniß, indeß wollen wir auf unſrer Hut ſein,

als wenn Gefahr da wäre. Gegen einen Ueberfall, wenn er uns nicht gar zu sehr überrascht, sind wir geschützt. Vor der Ueberraschung wirst Du uns schützen.

Ich werde heute von meiner Warte da oben nicht weichen.

Er zeigte nach einer der höchsten Stellen der das Thal umfassenden Berge und fuhr fort: Ich übersehe dort in ziemlicher Weite die Gegend nach drei Seiten hin. In der vierten befindet sich unsere Schlucht. — Wenn Sie mich nöthig haben, pfeifen Sie, wie gewöhnlich.

Er ging.

Buschby setzte seinen Spaziergang fort; seine Unruhe wurde nach und nach wieder eine freudige.

Die Prinzessin kehrte angekleidet aus dem Hause zurück. Sie trug nur Eine Farbe, das Weiß der Lilie, der Unschuld, der Jungfräulichkeit. Die Farbe hob wunderbar ihre stille, hohe Schönheit, die auch die Schönheit der Unschuld und Jungfräulichkeit war, rein und weiß wie diese, durchwebt nur von dem feinsten Geäder der jungen Rose.

Sie legte sich mit dem Erröthen des Glückes und der Freude in seine Arme. Auch er fühlte sich glücklicher bewegt, aber das eigene Glück machte ihn mißtrauisch.

Amalie, fragte er, thuſt Du den Schritt ohne Zagen, ohne beſorglichen Blick in die Zukunft?

Sie nahm ſeine Hand und legte ſie auf ihr Herz. Mag das freudige Klopfen meines Herzens Dir antworten.

Du trittſt aus der Sorgloſigkeit und Bequemlichkeit des Lebens in ſeine Sorge und Unruhe. Noch weiß ich nicht, welches mein nächſtes Schickſal ſein wird, wann meine Aufgabe in Europa wird erfüllt ſein, wann ich die Mutter wieder ſehe und Dich zu ihr werde führen können.

Ich weiß das Alles, Du haſt es mir offen mitgetheilt, ich gebe aber auch heute nur die Eine Antwort darauf: Dein Glück iſt mein Glück, Deine Unruhe, Deine Sorge iſt meine Unruhe, meine Sorge.

Es wird, fuhr er fort, ein trauriges, ein eintöniges Leben ſein, das in dem fernen Welttheile meiner und der armen Mutter und alſo auch Deiner wartet, wenn ich zurückkehren muß, ohne meinen Zweck erreicht zu haben.

Dann wird meine Aufgabe beginnen, Dir das ſorgenvolle Leben zu erheitern und die letzten Tage Deiner, meiner Mutter zu verſüßen.

Und von welcher Höhe ſteigſt Du herab? Von der ſeltenen Höhe des Ranges, der Pracht, des

Glanzes, des Stolzes, ſteigſt Du herunter in die Mitte des gewöhnlichen, des mittelmäßigen Lebens, das Dir keine Pracht, keinen Stolz, keinen Stand zu bieten hat.

Mein Freund, Du haſt das wahre Wort geſprochen. Wol ſtand ich bisher auf einer Höhe, aber es war wahrlich nicht die Höhe des Lebens. Ich ſtand außerhalb des Lebens und Du wirſt mich in das Leben einführen, in die wahre Mitte des wahren Lebens, Du haſt es richtig ausgeſprochen. Durch Dich habe ich ja zuerſt das Leben kennen gelernt, durch Dich ſoll ich mit ihm ganz verbunden werden, enger, feſter und für alle Zeit. Das iſt mein Glück, das wird fortan meine Pracht, mein Stolz ſein.

Sie ſetzte ſich mit ihm auf eine einfache Bank, von rohen Baumäſten gezimmert; ein blühender Fliederbaum breitete ſeine ſchattigen Zweige über ſie aus. Die Erlen an dem Ufer des Baches öffneten ſich hier und gewährten ihnen den Blick auf das ſanft über bunte Kieſel dahin rieſelnde Waſſer. Der Berg vor ihnen mit ſeinem dichten Walde ruhete ſchweigend in der Sonne der herannahenden Mittagſtunde.

Die Hände des ſchönen, glücklichen Paars waren innig vereinigt, wie ihre Herzen. Sie überließen

ſich ihren ſeligen Gefühlen, den Bildern der Vergangenheit und der Zukunft.

Die Prinzeſſin knüpfte nach einer Weile den Faden des Geſprächs wieder an. Das Unglück der Fürſten iſt, ſagte ſie, daß man ſie von den Menſchen, von dem Leben entfernt hält. Ich ſah nur Hofdamen und Hofherren, Menſchen ſah ich nicht, mit dem Leben der Menſchen kam ich nicht in Berührung. Von meinen leidenden, früh von mir fortgeriſſenen Eltern wurde ich entfernt gehalten. Du warſt der erſte Menſch, mit dem ich ein Wort ſprechen, einen Blick wechſeln konnte. Dein Herz war das erſte menſchliche Herz, in das mein Geiſt hineinſchaute. Darum ſchlug auch mein Herz dem Deinigen bald entgegen. Immer Uniformen und Roben gegenüber, unter denen nur Drathmaſchinen klapperten, aber keine Herzen ſchlugen, konnte auch ich ja nur kalt und gefühllos bleiben. Da kamſt Du mit dem freien, friſchen Weſen und dem freien, friſchen Herzen aus der großen Natur eines freien Landes. Du lehrteſt mich das Leben der Menſchen kennen, denn Du kannteſt das Leben und warſt ſelbſt Menſch. Durch Dich erfuhr ich, was das Leiden der Armuth, was der Jammer des Verfolgten, was das Elend eines ſeiner Freiheit beraubten, unterdrückten Volkes iſt. Wie hätte ich nicht immer

mehr Dein werden ſollen? — Du lehrteſt mich die Freiheit und ich wurde Deine Sklavin, ſetzte ſie lächelnd hinzu mit einem Drucke der zarten Hand.

Meine Herrin! verbeſſerte er, indem er die Hand küßte.

Eine freundliche Erinnerung war in ihrem Gedächtniſſe aufgetaucht. Meine Abgeſchiedenheit von der Welt, fuhr ſie fort, war zuweilen lächerlich und doch war ſie ſo langweilig und ſo betrübend. Niemals hatte mein Fuß die Straßen der Reſidenz betreten dürfen. Nur zu beſtimmten Stunden durfte ich durch die mir allemal beſtimmten Straßen ſpazieren fahren, in der ſteifen Staatscarroſſe, neben mir die ſteife Oberhofmeiſterin, die ſteifen Kutſcher und Bedienten auf den Pferden und vorn und hinten auf dem Wagen. Wir beneideten die glücklichen, fröhlichen Spaziergänger in dem lebendig tummelnden Gewühle auf der Straße, in dem friſchen, klaren Sonnenſchein. Eines Tages überfiel mich eine unendliche Sehnſucht, mich unter ſie zu miſchen. Meine Fenſter führten grade auf die Brücke über dem breiten, ſchönen Strom. Es war ein ſonniger Sonntagmorgen. Tauſende von Menſchen wogten in bunter Miſchung, ſtill und beglückt, auf der Brücke hin und her. Ich konnte es nicht mehr aushalten in meinem hohen, kalten, einſamen Zimmer, an

meinem verſchloſſenen Fenſter. Ich rief meine Geſellſchafterin.

Laſſen Sie uns Hut und Shawl nehmen und ſpazieren gehen.

Ich war damals ein Kind von vierzehn Jahren.

Die Hofdame ſah mich verwundert an. Wohin, Hoheit? fragte ſie.

Auf die Brücke, unter die Menſchen!

Sie erſchrack. Ich weiß nicht, ob es geſtattet ſein wird, ſagte ſie.

Wer wird es mir verbieten?

Die Hofetikette! Ich glaube nicht, daß die Prinzeſſinnen des Hauſes ſich unter das Volk auf der Straße miſchen dürfen.

Das Volk! ſo ſprechen Sie immer, als wenn das Volk ein peſtartiger Auswurf wäre.

Aber auf die Brücke darf ich doch! erwiederte ich mit vielleicht etwas kindiſchem Trotze.

Das dürfte ſich gleich bleiben. Indeß, ich werde die Oberhofmeiſterin fragen.

Sie ging und fragte die Oberhofmeiſterin. Die Oberhofmeiſterin meinte, der Fall ſei ihr noch nicht vorgekommen, daß eine Prinzeſſin auf der Brücke ſpazieren gehen wollte; ſie müſſe den Hofmarſchall fragen. Sie fragte dem Hofmarſchall. Auch dem Hofmarſchall war der Fall noch nicht vorgekommen;

er müſſe ſich nähere Auskunft verſchaffen. Er ſchlug die Bücher aus dem ſchwierigen Gebiete der Hofetikette, die Annalen des Hoflebens auf. Es ſtand kein Fall darin, daß eine Prinzeſſin auf der Brücke ſpazieren gegangen wäre. Er rief den Staatsrath über die Sache zuſammen, denn er war ein ängſtlicher Mann und wollte mir nur ungern den beſtimmt ausgeſprochenen Wunſch abſchlagen. Der Staatsrath entſchied, da der Fall noch nicht vorgekommen, ſo dürfe ich auf der Brücke nicht ſpazieren gehen. Dem Großvater meinen Wunſch vorzutragen, nachdem der Staatsrath entſchieden hatte, war vergeblich. Noch an manchem ſonnigen Sonntagmorgen mußte ich ſehnſüchtig hinter dem einſamen, verſchloſſenen Fenſter das fröhliche Wogen und Treiben des „Volkes" auf der ſchönen Brücke anſehen. Nach zwei Jahren kam der König von — zum Beſuch, ein freundlicher, jovialer, alter Mann, ein Feind der Etikette. Er fand Gefallen an mir und verplauderte gern ein Stündchen in meinem Zimmer. Es war wieder ein warmer, ſchöner Sonntagmorgen, als er bei mir am Fenſter ſtand. Meine Sehnſucht erwachte wieder lebendig in mir. Ich erzählte ihm meinen Wunſch und deſſen Geſchichte. Er lachte herzlich.

Nehmen Sie Hut und Shawl, ſagte er, und Ihr Wunſch ſoll auf der Stelle erfüllt werden. Ich

mache alles gut bei der Oberhofmeiſterin, beim Hofmarſchall, beim Staatsrathe u. ſ. w.

Ich nahm Hut und Shawl und ging an ſeinem Arme aus dem Schloſſe, auf die Brücke. Es war das erſte Mal, daß mein Fuß die Steine betrat, es war das erſte Mal, daß ich unter Menſchen, unter meines Gleichen, daß ich fröhlich unter Fröhlichen, daß ich unter dem „Volke" war! Es war das erſte Mal, daß ich glücklich war. Ich war es nicht wieder, bis ich es an Deinem Herzen wurde. Der König reiſete ab und nie wieder hat mein Fuß die Straße, die Brücke betreten.

Du ſollſt fortan, ſprach der Glückliche zu ihrer Seite, unter Menſchen, unter liebenden Menſchen bleiben. Du ſollſt im Leben bleiben, möge es Dir nur immer ein glückliches bleiben.

An Deiner Seite wird das Leben ſtets ein Glück für mich ſein.

Auch ich hoffe, daß das Glück ſich an unſer Leben feſſeln werde. Und hat unſere Hoffnung nicht eine hohe Berechtigung, wenn ich das Eigenthümliche unſerer Verbindung ins Auge faſſe? Du die Tochter des Throns, vielleicht ſelbſt für einen Thron beſtimmt, ſteigſt freiwillig herein in die Hütte des Unterthanen! Du reichſt Deine Hand dem Sohne deſſen, der den Thron Deiner Väter angreifen wollte.

Das Schickſal iſt oft bizarr. Gewöhnlich iſt ſein Eigenſinn ein ſchneidender, zerſtörender. Uns gegenüber zeigt er ſich milde verſöhnend. Sollte uns das nicht als eine günſtige Vorbedeutung erſcheinen?

Gewiß ſoll es das! antwortete die Prinzeſſin. Freundlich bittend fügte ſie hinzu: Du verſprachſt, Dein und Deines Vaters Geſchick mir in einer ſchönen Stunde mitzutheilen. Darf ich in dieſer Stunde Dich darum bitten?

Es ſei! ſagte er nach kurzem Nachſinnen. Es darf ja doch nichts Fremdes mehr zwiſchen uns beſtehen. — Du kennſt den Namen meiner Familie. Meine Eltern hatte ihr Stand und Reichthum früh an den Hof Deines Großvaters gebracht. Mein Vater hatte dort die Aufmerkſamkeit des Monarchen auf ſich gelenkt durch ein gewiſſes philoſophiſches, ſchwärmeriſches Weſen, das ihm in ſeinen jüngeren Jahren eigen war und das Deinen Großvater feſſelte. Mein Vater, wiewol bedeutend jünger, fühlte ſich durch das einfache und gerade Weſen des Monarchen angezogen. Es entſtand eine Art von Freundſchaft unter ihnen, freilich wie ſie bei ſolchen Verſchiedenheiten des Alters, des Temperaments, der Lebensanſchauungen und beſonders der Lebensſtellung entſtehen und beſtehen konnte. Der Monarch hörte den Unterthan mit um ſo mehr Theilnahme

über Völkerglück und Herrſchertugenden, ſelbſt nach und nach über Volksfreiheit und Regentenpflichten „liebenswürdig ſchwärmen", wie man es nannte, als ihm dergleichen Schwärmereien aus dem Mund eines ariſtokratiſchen Grafen doppelt neu und daher doppelt intereſſant waren. Ein freies und einiges deutſches Volk! das war von früher Knabenzeit an nicht blos die Schwärmerei meines Vaters geweſen, es war der Traum des Knaben, das Leben des Jünglings, das Wirken und die Kraft des Mannes. Für dieſes Ziel lebte er, für dieſes Ziel wollte er ſterben, wenn es durch ſeinen Tod erreicht werden könnte. Sein Streben war zunächſt, Deinen Großvater dafür zu gewinnen. Deſſen einflußreiche Stellung unter den deutſchen Fürſten ſollte die Erfüllung der Verſprechungen vermitteln, die von dieſen Fürſten in den Zeiten der Noth und Gefahr den Völkern feſt und feierlich gegeben worden, deren Verwirklichung aber eben ſo vergeblich erwartet wurde, als die Verſprechungen feſt und feierlich geweſen waren. Die tägliche „Schwärmerei" meines Vaters konnte ihre Wirkung auf die geſunde Einſicht Deines Großvaters nicht verfehlen. Sein rechtſchaffner Sinn, ſein redlicher Wille ſchloß ſich an ſeine Ueberzeugung an. Was der Monarch bisher Schwärmerei genannt hatte, erſchien ihm bald

im Gewande einer hohen Wahrheit; was er als eine philoſophiſche Träumerei angeſehen hatte, ſtellte ſich ihm im Lichte der Erfüllung einer heiligen Pflicht gegen ſein Volk und zugleich gegen das ganze deutſche Volk dar. Schon fing er an, ſeine Räthe zu entſprechenden Handlungen aufzufordern. Da fing die Camarilla an ſich zu rühren. Hatte ſie bisher mitleidig, verächtlich den Beſtrebungen meines Vaters keine Beachtung geſchenkt, ſo war er ihr jetzt plötzlich deſto gefährlicher und mithin deſto verhaßter geworden. Ariſtokratie, Bureaukratie, Prieſterthum, Alles vereinigte ſich zu einem furchtbaren Kampfe gegen meinen Vater; ſie ſiegten. Erlaß mir das Einzelne. Wo hat eine mächtige Camarilla, wenn ſie das Volk unterjochen will, nicht geſiegt? Es fiel eine ſcharftrennende Scheidewand zwiſchen den Monarchen und meinen Vater. Es war der Verläumdung leicht, den für das Wohl und die Freiheit des Volkes begeiſterten Mann dem auf dem Iſolirſchemel des Thrones ſitzenden Fürſten als einen Verſchwörer gegen die Throne, als einen Wühler, als das Haupt einer im Finſtern ſchleichenden Umſturzpartei, und wie die Schlagwörter weiter lauten, darzuſtellen. Mein Vater wurde vom Hofe verbannt. Seiner engen Verbindung mit dem Regenten hatte er zu verdanken, daß man ihm nicht den Prozeß

machte als Hochverräther, ihm, der nichts gethan hatte, als den Sinn und den Willen für Recht und Ehre in dem Fürsten zu wecken. Er verbannte sich selbst aus dem Lande, aber aus seinem Herzen konnte er die Liebe zu dem deutschen Vaterlande nicht verbannen.

In den deutschen Landen schlugen noch mehr Herzen für das Wohl des Vaterlandes. Mit ihnen vereinigte sich auch mein Vater! Sie stifteten einen weitverzweigten Bund zur Einigung und Befreiung Deutschlands von den schmachvollen Ketten der Tyrannei, zur Geltendmachung der feierlich versprochenen und verbrieften Rechte des Volkes. Der Bund wurde entdeckt von den Knechten der Fürsten! Tausende edler deutscher Männer und Jünglinge wurden in Kerker und Banden geworfen. Die Forderung der Rechte des Volkes wurde Rebellion, wurde Hochverrath genannt. Riesenprozesse wurden eingeleitet, Verurtheilungen zum Tode oder zu lebenswieriger Gefängnißhaft waren das Loos vieler, sehr vieler.

Und Dein Vater?

Die Gerichte Deines Großvaters verurtheilten ihn zum Tode.

Und weiter?

Du wagst das Wort Vollstreckung, Hinrichtung, nicht auszusprechen! Ich kann es nicht aussprechen.

Ob das Urtheil bestätigt, ob es vollzogen ist oder nicht, — wir wissen es nicht. Das führte mich unter fremdem Namen an den Hof Deines Großvaters, die furchtbare Ungewißheit über das Schicksal des theuren Vaters, des heißgeliebten Gatten; das glühende Verlangen des Sohnes, der Gattin, sein Schicksal zu erfahren.

Was hast Du erfahren?

Nichts!

Nach einer Pause fuhr er fort: Ich hatte schon früh das elterliche Haus verlassen. Es war vielleicht eine Eigenthümlichkeit meines Vaters, daß er nicht wollte, ich solle eine unfreie, deutsche Luft athmen und daß er mich daher schon in meinem zarten Alter in eine Erziehungsanstalt nach Genf schickte.

Dort mußte ich bis zu meinem achtzehnten Jahre bleiben; dann mußte ich durch Europa reisen, ohne jedoch Deutschland und Rußland berühren zu dürfen. Als ich zwanzig Jahre alt war, trat ich eine Reise nach Afrika und Amerika an. Nach dem Willen meines Vaters, dem meine Wünsche entgegenkamen, sollte sie ununterbrochen vier Jahre dauern. Ich war Herr über meinen Reiseplan; ich konnte Nachricht von mir geben, wann und wo ich wollte! Dagegen durfte ich von den Eltern keine Nachricht erwarten, eben weil mein Reiseplan ein unbestimmter

war. Ich mußte unter dem angenommenen Namen Buſchby reiſen. Vielleicht hatte mein Vater alles das in wohlberechneter Vorausſicht der Ereigniſſe ſo angeordnet, damit ich nicht in eine Bewegung verwickelt werden ſollte, für deren günſtigen Ausgang nicht einzuſtehen war.

Ich trat meine große Reiſe an. Vier Jahre ſchweifte ich umher in den fernen Weltgegenden mit der ganzen Wißbegierde und Sorgloſigkeit der Jugend, an dem mannigfaltigen Neuen und Schönen mich ergötzend, ohne Nachricht von dem Vaterland, von der Heimath, von den Meinigen, von Freunden.

Im Anfange des vorigen Jahres kehrte ich nach Europa zurück. Ich erfuhr das entſetzliche Schickſal des Vaters, um ſo entſetzlicher, je dunkler und ungewiſſer es war. Ich fand meine Mutter in Verzweiflung, zurückgezogen von der Welt, vergraben in einem ihrer einſamſten Schlöſſer.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika, in einer reizenden, warmen und geſunden Gegend, hatte ich eine brave, ſtille Familie deutſcher Auswanderer kennen gelernt. Dorthin, in die neue Welt, unter neue Menſchen, brachte ich zuerſt meine Mutter. Ich verkaufte in Deutſchland einige von unſeren Beſitzungen. In jenem amerikaniſchen Thale kaufte ich für den Erlös ein großes, ergiebiges Be-

ſitzthum wieder. Dort habe ich die trauernde Frau zurück gelaſſen. Mich trieb es nach Deutſchland zurück, die Spur des Vaters aufzufinden. Zwei Jahre verſprach ich der Mutter zu ſuchen; ich ſtehe noch heute in derſelben Ungewißheit wie an dem Tage, da ich ſie verließ.

Es iſt entſetzlich, ſagte, als er endigte, die Prinzeſſin mit tiefem Schmerz, daß die Meinigen, die nächſten Meinigen es ſein müſſen, die das furchtbare Schickſal Deines edlen Vaters bereitet haben. O möge ich Dir Erſatz dafür leiſten können: Dir und Deiner tiefgebeugten Mutter!

Sagte ich Dir nicht ſchon, erwiederte Eduard, daß ich in unſerer Verbindung die verſöhnende Hand des Himmels erblicke? — Und die Stunde dieſer Verbindung ſchlägt, ſetzte er hinzu, ich habe mich dem Geiſtlichen des Nachbardörfchens anvertraut, einem braven, würdigen Greiſe; er iſt bereit unſere Verbindung einzuſegnen! In dieſer Stunde erwartet er uns; die Frau Vorhöff wird uns als Zeugin begleiten und jener wunderliche, mir ſo treu ergebene Mann.

Er war aufgeſtanden; ſie hing ſich zitternd an ſeinen Arm, ſie ſah ihn fragend, ſie ſah ihn bittend an; ſprechen konnte ſie nicht; die entſcheidende Stunde war da, entſcheidend, unwiderruflich entſcheidend

über das Geſchick ihres ganzen Lebens. Sie ſollte den Weg antreten, der ſie zu dieſer Entſcheidung führte. Noch einmal ſah ſie den Mann, dem ſie ihr Schickſal für immer, unauflöslich vertrauen wollte mit ihrem ganzen Herzen, mit ihrer ganzen Seele an, fragend, ob er denn wirklich ſo heiß ſie liebe, wie ſie ihn, bittend, ſie ſein geliebtes Weib bleiben zu laſſen immerdar. Laut ſchluchzend fiel ſie in ſeine Arme.

Er verſtand ſie. Meine Amalie, ſagte er, mein Weib für immer!

Er umſchloß ſie mit ſeinen kräftigen Armen und drückte ſie an das treu ſchlagende Herz. —

Sie gingen zu dem Hauſe, bereiteten ſich zu dem Gang, und forderten die Frau Vorhöff auf, ſie zu begleiten.

Sie verließen das Thal. An dem Ausgange geſellte ſich der Geigenfritz zu ihnen. Ein Wink gab dem Begleiter der Frauen zu verſtehen, daß er nichts Verdächtiges bemerkt habe.

Langſam und ſtill ſchritten ſie vor auf ihrem Wege. Die Schlucht durch den Berg führte ſie in ein anderes Thal, weiter und freier, aber nicht minder anmuthig als das, aus welchem ſie kamen. In demſelben befand ſich ein freundliches Dörfchen. Außerhalb des Dörfchens, am Abhange des Berges,

ſtand einſam die einfache Dorfkirche. Zu dieſer wendeten ſie ihre Schritte.

Sie traten in die enge, friedliche Halle der Kirche. Der greiſe Prieſter kniete ſchon an dem Altare; er ſtand auf, als ſie eintraten.

Das Paar kniete vor dem Altare nieder. Hinter ihm nahmen die Frau Vorhöff und der Geigenfritz ihren Platz.

Der Prieſter ſprach die Gebete der Kirche über die Brautleute, dann wechſelte er ihre Ringe, und ſegnete ſie ein als Eheleute vor Gott und der Welt, den Grafen Eduard Conſtantin von Arnſtein und die Prinzeſſin Amalie Sidonie Alexandrine von —

Die heilige Ceremonie war vollendet, lange ruhete die Braut in den Armen des angetrauten Bräutigams, aber nicht mehr fragend und bittend, ſondern glaubend, vertrauend.

Einfache, herzliche Worte dankten dem Geiſtlichen. Ein Kuß fing die Lippen der überraſchten Freundin auf, die ſich auf die Hand der Fürſtentochter neigen wollten. Ein warmer Händedruck begrüßte den eiſernen Geigenfritz.

Still, wie ſie gekommen waren, gingen ſie in das ſtille Thal zurück.

Der Graf Eduard von Arnſtein führte ſeine Gat-

tin in ſein Haus. Sie warf ſich hier noch einmal mit der ganzen Hingebung der Liebe und des Vertrauens an ſeine Bruſt. Darauf bat ſie ihn, ſie zu ihrem Lieblingsplatze im Thale zu geleiten.

Der Garten, in welchem das einſame Landhaus lag, erſtreckte ſich bis über die Mitte des Berges hinaus, der hier die Rückwand bildete. Er verlor ſich in dem dichten Buſchwerk, mit dem der Berg bedeckt war. Nicht weit von ſeinem obern Ende befand ſich dort ein Felſenvorſprung, mit wilden Roſen und Akazien bewachſen. Eine eigenthümliche Wölbung des Felſens bildete zugleich eine kleine Grotte, von welcher aus man, ſelbſt durch das Gebüſch verdeckt, die Ausſicht über das ganze Thal und weit durch das Felſenthor hindurch hatte. Man konnte den klaren Bach des Thales, faſt von ſeinem Urſprunge an, bis er ſich in dem Strome jenſeits des Felſenthors verlor, verfolgen. Man ſah dieſen Strom rein und ſilberhell ſeine Fluten an den Felſen, die das Thal ſchloſſen, fortrollen. Man ſah unter dem Bogen des Felſenthors hin in fernen Hintergrunde die alte, graue Ruine der Ritterburg ihr ſchwermüthiges Haupt emporheben. Dies war der Lieblingsplatz der Neuvermählten. Hier hatte das liebende Paar manchen ſchönen und glücklichen Traum des Lebens geträumt.

Hierher führte der Graf Arnſtein ſeine Gattin.

Mein ſüßer Freund, bat ſie ihn, laß mich hier ein Stündchen an die todte Mutter denken und beten.

Ihre Hände drückten ſich. Er verließ ſie in den frommen Gedanken der Tochter an die entſchlafene Mutter, in dem heiligen Gebete zum Himmel.

Als er zu dem Hauſe zurückkehrte, begegnete ihm Anna Hammer mit ihrer Harfe.

Die Schweſter ſchickt mich, ſagte ſie, nach der Felſengrotte hinzeigend.

Sie betet! erwiederte ihr der Graf Arnſtein.

Ich werde ihr Gebet mit heiligen Tönen begleiten, ſagte das Mädchen.

Sie ließ ſich nieder am Fuße des Berges, unterhalb der Grotte. Es war eine feierliche, herrliche Melodie, die ſie dort anſtimmte; es waren Töne der Anbetung, der Demuth in Gott, der Erhebung zu Gott.

Auch der Graf Arnſtein öffnete ihnen ſein Herz und gab ſich ihnen ganz hin. Er überhörte, daß ſich ihm Jemand nahete.

Guten Tag, Maſter Buſchby.

Es war der Oberſt von Reuter, der einer Erſcheinung aus dem Grabe ähnlich, ſo kalt und bleich und ruhig, neben ihm ſtand.

Herr Oberſt — ! fuhr der Graf Arnſtein, in der That mehr überraſcht und beinahe erſchrocken, als unwillig auf.

Maſter Buſchby, Sie wiſſen, ich will Ihnen wohl. Sie ſuchen Ihren Vater —

Herr Oberſt, woher wußten Sie —

Daß ich Sie hier finden würde? Beunruhigen Sie ſich deßhalb nicht, Ihr Vater befindet ſich —

Er lebt? unterbrach ihn lebhaft der junge Mann, und er wußte nicht, ob er ſich Vorwürfe darüber machen ſollte, daß er von ſeinem Gefühle ſich hatte hinreißen laſſen und daß er nun dem unheimlichen Mann gegenüber ſich ſelbſt verrathen hatte, oder ob er ſich ganz dem Manne blos geben ſollte, um endlich Gewißheit über das Schickſal des Vaters zu erhalten.

Der Graf von Arnſtein lebt und befindet ſich in einer der Feſtungen desjenigen Landes, deſſen ſchönſtes Kleinod gegenwärtig Ihnen, Maſter Buſchby, anvertraut iſt; den Namen der Gränzfeſtung Ihnen zu nennen, verbietet mir mein Ehrenwort.

Der Oberſt Reuter ſprach die Worte in ſeinem gewöhnlichen, halb kalten, halb feierlichen Tone. Vergebens ſuchte der Graf Arnſtein die Geſinnung, in der ſie geſprochen waren, aus dem Tone herauszufinden. Noch vergeblicher war ſein Bemühen in

dem Geſichte des Mannes zu leſen, der eben ſo räthſelhaft war, wie er es liebte, räthſelhaft zu erſcheinen. Die Züge des Geſichtes waren kalt und ſtarr wie Stein. Das Alles wurde von den ſtarken, hervorſtehenden Augenbrauen ganz und gar verdeckt.

Der Graf hatte ſich indeſſen vollſtändig gefaßt. Mein Herr, ſagte er ruhig, ich weiß nicht, welche Abſicht Sie zu mir führt. Ich will, obwol Ihnen Ihr klarer Blick in das Innere des Menſchen längſt geſagt haben muß, daß Ihr geheimnißvolles Weſen mir keine große Zuneigung zu Ihnen eingeflößt hat—

Es war das ſehr unrecht von Ihnen, Maſter Buſchby, denn in der That, ich will Ihnen nur wohl.

Ich will Ihnen eine gute Abſicht beimeſſen, Herr Oberſt. Ich darf dann aber auch die Bitte ausſprechen, mir irgend weitere und, ſoweit es Ihre Pflicht Ihnen verſtattet, nähere Nachrichten über meinen Vater mitzutheilen.

Ich bedaure ſehr, Maſter Buſchby, dazu völlig außer Stande zu ſein — erlaſſen Sie mir die Gründe. — Doch noch Eins. Man würde vielleicht geneigt ſein, gegen die Prinzeſſin Amalie den Grafen von Arnſtein auszuwechſeln.

Herr! — fuhr der Graf gegen den eiskalten Menſchen auf. Ein furchtbarer Schmerz durchzuckte ihn, ſeine Hände ballten ſich, als wenn ſie an einem

Satan, der vor ihm ſtehe, ſich vernichtend vergreifen wollten, aber er ſammelte ſich. Mein Herr, fuhr er ruhiger fort, Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß Sie mit keinem Ehrloſen ſprechen.

Nicht minder kalt als bisher erwiederte ihm der Andere: Ueberſehen Sie nicht, Maſter Buſchby, daß der Vorſchlag nicht von mir kommt.

Er entfernte ſich mit ruhigem, gemeſſenen Schritt, ohne ein Wort weiter zu ſagen. —

Die Töne der Harfe ſchwollen mächtiger an, ſie ſtiegen höher empor, als wollten ſie die Seele in unendlicher Andacht und Liebe erheben unmittelbar zu dem höchſten Urquell aller Liebe, alles Lebens.

Sie verklangen.

Der Graf wendete ſeine Schritte zu dem Mädchen, die geſpielt hatte, er winkte ihr, ihm zu folgen. Er erſtieg mit ihr den Pfad, der zu der Felſengrotte führte. Sie erreichten ſchweigend den Vorſprung des Geſteins. Die junge Frau war nicht zu ſehen. Sie gingen in die Grotte, die Grotte war leer, ſie gingen rechts, ſie gingen links um die Grotte, um den ganzen Vorſprung des Felſens, es war keine Spur von ihr zu finden. Der Graf rief den Namen Amalie, er bekam keine Antwort, er rief ihn wiederholt, er rief lauter; er bekam keine Antwort. Er ſah hinunter in das Thal, nach al-

len Seiten, in alle Winkel, die auf der vorſpringenden Höhe offen vor ihm lagen, es war nichts zu ſehen. Er ſah hinauf an der Wand des Berges, die oberhalb der Grotte ſchroffer und dichtbewachſener wurde, — es war Alles ſtill, Alles leer.

Amalie! Amalie! — Wo mag ſie ſein?

Sie eilten in das Haus. Sie war nicht da, ſie war nicht da geweſen.

Sie gingen an den Bach, in die Lauben und Gänge des Gartens. Sie fanden ſie nicht.

Sie durcheilten das ganze Thal, alle Krümmungen, alle Schluchten der Berge. Alles blieb ſtill und leer.

Eine entſetzliche Angſt ergriff die Suchenden. In dem Grafen führte ſie ſich auf einen beſtimmten Grund zurück, auf die Erſcheinung des Oberſten von Reuter. Bei den beiden Schweſtern war ſie eine völlig rathloſe.

Der Graf eilte aus dem Thale. Am Ausgange begegnete ihm der Geigenfritz.

Sie iſt fort! rief er ihm zu.

Und er war hier?

Vor einer halben Stunde.

Seit wann iſt ſie fort? Und wie?

Der Graf erzählte im Vorwärtseilen.

Drei Außenſeiten des Waldes habe ich bewacht, ſagte der alte Abenteurer, ich habe nichts Verdäch-

tiges bemerkt. Sie muß an der Grotte plötzlich überfallen ſein, man muß ihre Stimme unterdrückt und ſie über den Kamm des Berges dort weggeſchleppt haben. Gerade jene Seite war meinem Blick verborgen.

Sie nahmen die Richtung nach jener Seite. Auch dort waren wieder neue Berge, neue Schluchten und Alles leer, leer von Menſchen, leer von Spuren.

Wohin ſollten ſie weiter ſich wenden?

Sie ſuchten die nächſte Landſtraße auf. Sie war öde, ſoweit das Auge reichte. Sie trennten ſich nach verſchiedenen Richtungen. —

Es war ſpäter Abend, als ſie in dem Landhauſe des engen Thales wieder zuſammentrafen. Sie kamen allein, ohne die Geſuchte.

Der Graf hatte auch keine Spur der verlornen Gattin erblickt.

Der Geigenfritz ſagte: Sie iſt geraubt. Zwei Meilen weit von hier hat ein verſchloßner Reiſewagen die Chauſſee paſſirt. Er war umgeben mit etwa zwanzig Reitern in grauen Mänteln, unter den Mänteln hat man fremde Uniformen erblickt, welche die Leute hier zu Lande noch niemals geſehen hatten. Wagen und Reiter ſind der Gränze zugeeilt.

Es war ein kurzes Stillleben in dem engen Thale geweſen.

VIII.

Der Jahrmarkt.

In dem Gränzdorfe war Jahrmarkt. Der Jahrmarkt hatte ſein Lager aufgeſchlagen auf einer groſſen, weiten, mit Buſchwerk umgebnen Wieſe des Dorfes. Es herrſchte dort ein buntes, geſchäftiges, geräuſchvolles Leben. Buden waren in Menge errichtet. Sie ſtanden in langen, geraden Reihen, in krummen, eckigen Winkeln. Geräumige Zelte mit flatternden Fahnen, Flaggen und Wimpeln umgaben ſie. In den Buden waren dem kauf- und ſchauluſtigen Auge Waaren aller Art ausgelegt, von den Pfefferkuchen und Pfeffernüſſen und dem hölzernen und blechernen Spielzeuge für Kinder an bis zu den feinen Tuchen und Tüchern für die feine Welt. Für Küche und Keller, Haus und Stall, Garten und Acker, für Herrn und Knecht, Frau und Magd, für Groß und Klein, für den Arbeitsmann und die

Edeldame, für Aller Bedürfniſſe und Wünſche, für Leib und Leben, konnte hier geſorgt, gefragt und, wenn auch nicht immer und nicht Alles, gefunden werden. Die Verkäufer in den Buden prieſen ihre Waaren an. Die Schau- und Kaufluſtigen wogten in und zwiſchen den Buden auf und ab, beſchauten und handelten und kauften, lobten und tadelten, drängten und ſtießen ſich und gingen vor und rückwärts, einen wirren Knäuel bildend, der ſich weder löſen noch zerreißen wollte. In den Zelten ſaßen lange Reihen und luſtige Gruppen von Gäſten und Zechern, hinter gefüllten Flaſchen, blinkenden Gläſern, vollen Schüſſeln. Der Bauerknecht war da in dem blauen Leinwandskittel mit ſeiner drallen, dick- und rothwangigen Liebſten, und der Edelmann der Nachbarſchaft mit ſeinen hagern und blaſſen, langarmigen und kurzathmigen Edelfräuleins. Und Alles war da, was an „Ständen" zwiſchen den Beiden in der Mitte ſtand, der reiche und der arme Bürger, der Kaufmann und der Handwerker, der große und der kleine Bauer, der ſtolze Schulze und der demüthige Rathenmann. Auch der Beamte fehlte nicht, vom Richter und Amtmann an bis zu dem Aſſiſtenten des Supernumerarius, des Gerichtsboten und Amtsofenheizers hinunter. Und der Betrüger fehlte nicht und nicht der Dieb, der Beutelſchneider und

der Glücksritter des männlichen wie des weiblichen Geſchlechts.

Denn der Jahrmarkt in dem Gränzdorfe war ein weit und breit berühmter und es beſuchte ihn daher Alles von weit und breit.

Vergeſſen haben wir noch anzuführen die zahlreichen Glücksbuden, die überall, wo ſeitwärts von den Kaufbuden ein Plätzchen zu gewinnen geweſen war, wie das wuchernde Unglück ſich eingeniſtet und angeſiedelt hatten. Vergeſſen haben wir ferner die nicht minder zahlreichen Muſikanten, die in Banden und Trupps und vereinzelt, mit Horn und Clarinette, mit Baß und Geige, mit Zither und Harfe und Drehorgel von dem einen Ende des Wieſenplans zu dem andren umherzogen. Vergeſſen haben wir auch die gelben Zigeuner und Zigeunerinnen, die mit ſchwarzem Haar und rothen Lappen, mit rothen Lippen und ſchelmiſchem Blick, gleich bunten Schlangen durch die auf und ab wogende Menge nach allen Seiten und Richtungen ſich hindurch wanden.

Vergeſſen haben wir endlich — und die Muſe der deutſchen Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, der Aera der deutſchen Befreiungskriege möge es uns verzeihen — vergeſſen haben wir die zahlloſen Gensdarmen und Polizeibeamten, mit ihren — doch wozu deutſche Gensdarmen und Polizeibeamte

näher beſchreiben? Sie ſind ja überall und wer deutſche Luft geathmet hat, der kennt ſie — zu ſeinem Schrecken.

Die Menge war eine treibende und ruhende, eine laute und ruhige, aber wie immer gewahrte man die Ruhenden und Ruhigen nicht. Man ſah und hörte nur das Drängen und Treiben, das Wogen und Stoßen, das Lärmen und Schreien, das Lachen und Toben.

Die ruhigern Elemente hatten ſich zum größern Theile zurückgezogen in eine Reihe grüner Lauben, die hinter den Buden und Zelten, am Rande der Wieſe, in und an dem dichten Buſchwerke, zierlich und oft romantiſch verſteckt, errichtet waren. Nicht weit davon führte die Chauſſee vorbei. —

Es war Mittag vorüber. Der lange Sommernachmittag hatte ſchon längſt begonnen; die Unerträglichkeit der Sonnenhitze hatte ſchon nachgelaſſen und der Schatten der Bäume war erfriſchender geworden. In dem großen, in der Mitte des Plans befindlichen Tanzzelte fing es an rührig zu werden.

Auf der Chauſſee rollte, gezogen von dem raſchen Trabe eines Poſtzugs von vier muthigen Rappen, ein eleganter Wagen herbei. Der bärtige Kutſcher lenkte von ſeinem hohen Bocke aus die ſtolz ſchnaubenden Thiere mit einer Sicherheit und Würde,

wie ſie ſichrer und würdiger vielleicht auf hohem Throne nicht wieder gefunden werden. Zwei Bediente in reicher Livree ſahen mit dem ganzen Uebermuthe des Bedientenvolkes von dem Tritte hinter dem Wagen aus über dieſen hinweg und zu deſſen beiden Seiten auf die mit einer gewiſſen Ehrerbietung ausweichende und Platz machende Menge. In dem Wagen ſaß ein Herr, nicht groß, dafür aber ſo dick und fett, daß er den Fondſitz des Wagens beinahe allein ausfüllte, daß die Organe ſeines Geſichts aber, durch welche dem Menſchen das Leben zugeführt wird, von Fett und Fleiſch beinahe eingehüllt und verdeckt waren. Nur der nicht kleine Mund machte ſich allerdings ſehr bemerkbar. Seine Kleidung zeichnete ſich durch einen geſuchten Reichthum aus; das Vorhemde war mit mehrern brillantenen Bruſtnadeln zugeſteckt; über der bunten Weſte kreuzten ſich ſchwere, goldne Ketten; goldne Uhrſchlüſſel, Petſchafte und Ringe hingen an der breiten Uhrkette; die linke Bruſt zierte an langem Bande ein Orden; die Finger — Handſchuhe gab es für dieſe große, breite und dicke Hand nicht — bedeckte eine Menge Siegel- und andrer Ringe. Neben ihm, aber durch das Volumen ſeines Körpers faſt ganz in den Hintergrund gedrängt, ſaß ein anmuthiges, junges Mädchen in reicher und geſchmackvoller Kleidung.

Auf der Rückſeite befand ſich eine ältere Dame, wie es ſchien, eine arme Verwandte oder eine Geſellſchafterin der im Fond ſitzenden jüngern.

In der Nähe der Lauben hielt der Wagen. Ein einfaches, ruhiges Brr des Kutſchers hemmte plötzlich den geflügelten Lauf der Pferde, daß ſie ſtanden wie die Mauer einer dreſſirten Armee. Stolz über ſeine Macht und über den Gehorſam der Pferde ſah der Kutſcher in die Menge hinein; ſtolzer ſah der Herr im Wagen, der Herr eines ſolchen Kutſchers, ſolcher Pferde. Die Bedienten ſprangen von dem Tritte und hoben und ſchleppten den fetten Herrn aus dem Schlage; leicht ſprang, nur kaum auf den Arm der Diener geſtützt, die jüngere Dame auf die Erde; die ältere folgte. Indem der Eine der Bedienten voraus ging, um Platz zu machen und der Andre zugſchließend folgte, begab ſich die kleine Geſellſchaft, der dicke Herr puſtend und keuchend, zu den grünen Lauben. Eine geräumige Laube, mit doppeltem Eingange wurde unbeſetzt gefunden; man nahm Beſitz von ihr. Einer der Bedienten kehrte, mit den nöthigen Anweiſungen verſehen, zum Wagen zurück. Der Andre blieb zur Aufwartung.

Der fette Herr ſah ſehr vergnügt aus. Der Mund ſchmunzelte ſelbſtzufrieden und was man

von dem kleinen Auge ſehen konnte, leuchtete von innerer Genugthuung.

Haſt Du geſehen, Rieke, ſagte er zu der jüngern Dame — ſeine Stimme war etwas dünn und kreiſchend — wie die Rappen ſich machten? Herrlich! Pompös! Es war nur Eine Bewunderung unter den Leuten.

Es iſt ein ſchöner Poſtzug, lieber Vater, antwortete die Dame.

Koſtet auch ſchönes Geld. — Aber herrlich, herrlich hier! Gerade die beſte Laube leer! Wie aufgehoben für uns! Riekchen, ich habe eine Ahnung, daß wir heute einen glücklichen Tag verleben werden.

Es wird mich für Sie freuen, lieber Vater.

Alles deutet darauf hin; ſelbſt die Schwalben heute früh hatten ſo einen eigenthümlich glücklichen Flug.

Die ältere Dame lächelte etwas vornehm. Daß Sie ſich doch von ſolchem Aberglauben nicht losmachen können, Herr Vetter, ſagte ſie.

Aberglauben, Nichte? fuhr der Herr Vetter ſie an. Was iſt Aberglaube? Wodurch unterſcheidet ſich denn Euer Glaube vom Aberglauben, oder glaubt Ihr an gar nichts?

Die Nichte ſchwieg. Es mochte ihr ſchon leid geworden ſein, einen alten Streit, von deſſen Un-

fruchtbarkeit ſie ſich oft überzeugt hatte, wieder hervorgerufen zu haben. Auch der dicke Vetter beſtand nicht auf der Fortſetzung eines Kampfes, der ihn hätte ermüden können.

Wo mag der Juſtizrath mit ſeinem Sohne bleiben? fragte er ſich umſehend.

Es antwortete ihm Niemand. Seine Tochter ſeufzte.

Er wollte punkt vier Uhr hier ſein. — Indeſſen, ſetzte er mit lüſternem Schmunzeln hinzu, wollen wir mit Erquickung von Leib und Seele nicht auf ſie warten.

Der Bediente erhielt den Auftrag, Kaffee, Wein und Kuchen zu beſtellen.

Man beſah ſich das bunte Treiben und Drängen des Jahrmarkts. Die Laube beherrſchte ſo ziemlich die ganze Jahrmarktswieſe. In dem entfernteren Knäuel war nichts zu unterſcheiden als Leute, Zelte und Menſchen. Näher waren dem Auge mehrere Haufen und Gruppen bemerkbar und in nächſter Nähe tauchten aus dieſen einzelne Perſonen empor.

Zwei Studenten traten aus dem Gewirre heraus. Zwei altdeutſche Jünglinge mit langem, blonden Haar, mit bloßem Halſe und offner Bruſt, mit engen Röcken und weiten Hoſen, mit großen Sporen an kleinen Stiefeln, mit Reitpeitſche ohne

Handſchuhe und ohne Pferd, mit feinen, ſcharfen Brillen über den matten, glanzloſen Augen, mit breiten Backenknochen und ſchmalen, hohlen Backen. Sie nahten ſich der Laube, in welcher der dicke Herr mit ſeinen Damen ſaß.

Ihr Blick fiel auf die Tochter.

Ein hübſches Mädchen, Bruder!

Eine ſchöne, deutſche Jungfrau, Bruder; laß uns ihr eine Weihe der Betrachtung deutſcher Jünglinge bringen.

Sie gingen durch den zweiten Eingang der Laube und ſetzten ſich in dieſe. Sie ſandten ihre ſtummen, aber weihevollen, deutſchen Blicke zu dem Mädchen.

Sie erröthete. Der Vater ſchob ſich unruhig und unwirſch in ſeinem Stuhle hin und her. Fatal! ſagte er.

Ein Knecht und eine Magd kamen von verſchiedener Seite. Vor der Laube begegneten ſich ihre Schritte. Ihre Augen fanden ſich, ihre Hände drückten ſich. Da biſt Du ja, Chriſtian! ſagte ſie. Ich hatte Dich geſucht, Lisbeth, ſagte er. Sie gingen hinter die Laube in das Buſchwerk, und blieben dort ſtehen.

Morgen muß ich fort, Lisbeth, ſagte er nach einer Weile traurig.

Auf fünf Jahre! erwiederte ſie noch trauriger.

Es iſt eine lange Zeit, aber ſie wird vorübergehen. Wirſt Du mich nicht vergeſſen?

Ich Dich? Aber wirſt Du mir treu bleiben?

Ich werde. Ach, daß man doch Soldat werden muß!

Und wofür? Es iſt ja kein Krieg.

Blos für das Vergnügen der großen Herren und ihrer Offiziere. Wir hätten nun heirathen können, wenn ſie mich nicht eingezogen hätten.

Wir hatten ſchon Alles fertig zu der Hochzeit. Nun mußt Du Soldat werden und wer weiß, ob wir uns jemals wiederſehen?

Du wirſt einen Andren genommen haben, wenn ich zurückkomme.

Ach ſchweige; aber Du wirſt viele andere Mädchen ſehen und am Ende gar nicht wieder kommen. In dem fernen, fremden Lande wird es Dir beſſer gefallen.

Ich habe Dir ein ſilbernes Kreuzchen gekauft; das trage, damit Du mich nicht vergißt.

Ich habe hier ein ſilbernes Herzchen für Dich, behalte es immer bei Dir und denke an mich.

Sie gingen weiter und ihre Worte verloren ſich.

Die Tochter des dicken Herrn ſah mit ſchwermüthigem Blick bald vor ſich nieder auf den zertre-

tenen Raſen, bald hinauf zu dem klaren, blauen Himmel.

Der dicke Herr ſchlürfte mit großem Behagen ſein Glas Wein.

Da zerreißt deutſche Tyrannei wieder ein deutſches Herzenspaar, ſagte der eine der Studenten, nach der Tochter des dicken Herrn blickend, ob ſie auf ihn und ſeine Worte achte.

Ein ſtämmiger, ſtarkwadiger und breitſchultriger Bauer nahte ſich mit einem großen, wohlgebildeten Bauerburſchen. Benehmen und Kleidung zeigten den wohlhabenden, vornehmeren Bauernſtand. Das kräftige, braune Geſicht des Alten ſah verdrießlich, das feinere Geſicht des Jüngeren betrübt aus.

Der dicke Herr in der Laube rief den Alten an.

Guten Tag, Schulze; wie iſt's? Nicht recht auf Eurem Schick?

Schönen Dank, Herr Amtsrath! Man hat oft Aerger, ſelbſt auf dem Jahrmarkte.

Wenn Dich Dein Auge ärgert, Schulze —

Mein Auge iſt es nicht, aber das eigene Blut.

Im Auge ſitzt auch Blut, Schulze.

Ich meine den Jungen hier, Herr Amtsrath.

Ah, ich merke. Wollte er wieder nach dem Mädel laufen? Ja, die Kinder machen einem oft Sorgen. — Aber, Schulze, im Ernſt geſprochen, was

habt Ihr denn gegen das Mädel? Laßt Euren Sohn ſie in Gottes Namen heirathen.

Herr! rief erſtaunt der Bauer. Die Augen des Sohnes leuchteten.

Nun was! fuhr der Amtsrath fort, Ihr ſeid ein vermögender Mann, habt den hübſchen, vollen Hof, in dem die Ausſteuer einer Schwiegertochter nicht einmal mehr Platz hat. Der Junge da iſt Euer einziger Sohn, das Mädchen iſt brav und gut, er hat ſie lieb und ſie ihn, und iſt von rechtſchaffnen Eltern.

Aber die Tochter eines Kathenmannes! rief entrüſtet der alte Bauer.

Armuth ſchändet nicht und der Kathenmann iſt juſt ſo gut ein Bauer, wie Ihr.

Herr, auf meinen Hof hat noch nie Jemand anders als eine Schulzentochter geheirathet und dabei ſoll es bleiben. — Gott befohlen, Herr Amtsrath!

Grober Kerl! ſagte der dicke Amtsrath und ſtopfte ein großes Stück Kuchen in den Mund. Rieke, dieſe reichen Bauern ſind ein hochmüthiges Volk. Es giebt kein ariſtokratiſcheres Weſen als ſo einen vornehmen Bauern. Ich glaube, der da könnte ſeinen Sohn eher umbringen, als er litte, daß er die Tochter des Kathenmanns heirathe.

Das Mädchen ſeufzte und ſah zur Erde und zum Himmel, zuletzt ſehnſuchtsvoll in die Menge auf der Jahrmarktswieſe.

Einer der altdeutſchen Studenten ſagte mit Emphaſe: Wie viel gehört noch dazu, daß dieſes deutſche Volk ein einiges Volk werden kann?

Ein hübſcher, junger Mann, eine unverkennbar ariſtokratiſche Figur machte ſich Bahn durch die dichten Haufen auf der Wieſe, ſah ſcharf nach der Laube und lenkte zu dieſer ſeine Schritte,

Das junge Mädchen wurde tief roth im Geſicht, die Kaffeetaſſe entfiel beinahe ihrer zitternden Hand.

Das Geſicht des dicken Amtsraths wurde braunroth. Fatal! Verdammt! murmelte er zwiſchen den Zähnen. Ich hatte heute auf einen glücklichen Tag gehofft!

Gehorſamer Diener, Herr Amtsrath! meine Damen! grüßte der junge Mann.

Ihr Diener, Herr Baron! grüßte der Amtsrath zurück, halb verdrießlich, halb unterwürfig.

Die Tochter hatte nicht gewagt, die Augen aufzuſchlagen.

Der junge Mann bemerkte weder den Verdruß, noch die Verlegenheit, deren Urſache er zu ſein ſchien. Amüſiren Sie ſich gut? fragte er ungenirt.

Leidlich! antwortete der Amtsrath.

Und Sie, mein Fräulein?

Es ist heiß!

Die Gesellschaft vermehrte sich. Zwei Herren traten heran.

Ei guten Tag, lieber Amtsrath, sagte der eine, dem Amtsrath die Hand reichend.

Willkommen, Bruder Schrader! erwiederte dieser mit großer Freundlichkeit.

Schrader machte seinen Begleiter und den Amtsrath mit einander bekannt: Mein Freund, der Rittergutsbesitzer Goltz — mein alter Freund, der Rittergutsbesitzer, Amtsrath Althoff nebst Familie, der Krösus unter den Gutsbesitzern der Gegend!

Dem Amtsrath Althoff war dieser Zusatz wohlthuend; natürlich erwiederte er mit Bescheidenheit: Mein Bruder Schrader beliebt, manchmal zu scherzen.

Er stellte etwas sauersüß den kurz vorher eingetroffnen, jungen Mann vor: Finanzassessor Baron von Katen und ließ sich dann in ein Gespräch mit Goltz ein.

Ich erinnere mich von Schrader gehört zu haben, daß Sie ein großes Gut besitzen. Wie groß ist die Morgenzahl?

Etwa zweitausend Morgen Ackerland, dreihundert Morgen Wiesen und achttausend Morgen Wald!

Der Amtsrath bekam Reſpekt. Alle Teufel! ſagte er.

Ja, ja, mein lieber Bruder Amtsrath, fiel Schrader ein, gegen den Menſchen da ſind wir Strandläufer. Seine Hauptbeſitzungen hat er in Weſtpreußen. Dort beſitzt er ein Fürſtenthum, gegen das ſein Gut, von dem er Dir erzählt, eine Bauernkathe iſt.

Der Amtsrath zog den bürgerlichen Fürſtenthumsbeſitzer in ein angelegentliches Geſpräch über die Landwirthſchaft.

Schrader ſchien das beabſichtigt zu haben, denn er wandte ſich bald eben ſo angelegentlich, wenn gleich weniger laut, an die beiden jungen Leute.

Wie ſteht es, Fräulein Riekchen? fragte er die junge Dame mit einem bezeichnenden Seitenblicke auf den Amtsrath.

Der Vater iſt unerbittlich, war die etwas weinerliche Antwort.

Diesmal ſeufzte der junge Mann.

Pah, verzaget nur nicht.

Wir laſſen nimmer von einander!

Nimmer!

Nun, laßt mich heute einmal mein Glück verſuchen. Macht Euch von dannen, nehmt die Tante da mit Euch und beſeht den Markt, aber kommt nicht zu bald zurück!

Er ſagte das alles mit einem ſo wohlwollenden und entſchiednen Tone, daß auch die Tante keinen Widerſpruch wagte.

Kecken Schritts und mit einem dankbaren Blicke auf den Herrn Schrader verließen die jungen Leute, von der Tante begleitet, die Laube.

Der Amtsrath ſah es erſt, als ſie ſchon draußen waren. Er gerieth faſt außer ſich, brach mitten in ſeinem Satze ab und wollte entrüſtet aufſpringen.

Eine Bettlerin, zerlumpt und verhungert, mit zwei zerlumpten und verhungerten Kindern auf dem Arme, trat ihm entgegen und bat flehend um ein Allmoſen.

Scheert Euch zum Teufel! rief er, ſie zurückſtoßend.

Schrader aber hielt ihn auf. Edler Freund Amtsrath, ſagte er, vergiß der Armuth nicht und laß jene gehen, denn ich habe ſie fortgeſchickt; ſie ſollen etwas für mich einkaufen.

Er nahm aus ſeiner Börſe einen Gulden und hielt ihn dem etwas verdutzten Amtsrath hin. Verdopple, ſagte er, Du biſt reicher als ich.

Der Amtsrath zog knurrend und fluchend ſeine Börſe und als er bemerkte, daß Goltz in die Hand Schraders gleichfalls einen Gulden legte, fügte er mit einem ſtolzen Blicke zwei Gulden hinzu.

Schrader übergab das Ganze der armen Frau.

Ein vierschrötiger Gensdarm trat dazwischen.

Meine Herren, das Betteln ist verboten. — Sie, unnütze Person, folgt mir zum Arrest!

Er wollte sich auch des Geldes bemächtigen.

Leiden wir das? fragte Schrader den Amtsrath.

Die Ehre des Amtsraths schien in der That stark verletzt. Allen Ingrimm, den er in den letzten Minuten in sich hatte aufnehmen und zurückdrängen müssen, ließ er gegen den Gensdarmen los.

Herr Gensdarm, schrie er diesen an, über meinen Beutel habe ich allein zu commandiren; ich kann mit meinem Gelde anfangen, was ich will. Unterstehen Sie sich nicht, mein Geld anzurühren.

Herr, entgegnete, fast nicht minder erbittert, der Gensdarm, widersetzen Sie sich nur nicht. Ich handle im Namen des Gesetzes. Das Betteln ist verboten.

Im Namen des Gesetzes habe ich hier zu handeln, rief dagegen der Amtsrath. — Wir stehen hier auf meinem Gebiete. Ich bin hier Polizeiherr! Ich habe hier zu befehlen.

Ihrer Wirthschafterin mögen Sie zu befehlen haben, aber keinem Gensdarmen!

Der laute Streit hatte Aufmerksamkeit erregt. Der Wachtmeister der Gensdarmen kam herbei.

Entſchuldigen Sie, Herr Amtsrath, ſagte er, dieſer Gensdarm iſt erſt ſeit drei Tagen hieher verſetzt und kennt die Verhältniſſe nicht.

Er führte den Gensdarmen auf die Seite.

Ich hatte Recht! ſagte dieſer.

Gewiß, erwiederte der Wachtmeiſter, aber Sie handelten unklug, dem reichſten und mächtigſten Manne des Kreiſes zu widerſprechen. Sie haben täglich bei ihm freies Quartier, wenn Sie auf ſeinen Hof reiten und ihm die Freude machen zu fragen, ob er etwas zu befehlen habe.

Der Gensdarm zog ſich belehrt zurück; er hatte die „Verhältniſſe“ kennen gelernt!

Der unverſchämte Menſch! wüthete der Amtsrath, aber ſchon ſtiller geworden, gleichſam nur noch mit ſich ſelbſt ſprechend und wüthend.

Laß ihn, ſagte Schrader, und ärgere Dich über würdigere Gegenſtände. Wie ſteht es mit Deiner Tochter und dem Herrn von Katen?

Wahrlich, ereiferte ſich der dicke Mann von Neuem, Du haſt Recht; da kann und muß man ſich wol ärgern. Wie konnteſt Du mir zum Verdruß die Beiden fortſchicken?

Dir zum Verdruß? Ich glaubte ſchon gratuliren zu dürfen! Die beiden waren ſo einträchtig beiſammen, als ich kam und zwar in Deiner Gegen-

wart und hier, wo unter den Tauſenden von Menſchen doch gewiß nicht der bloße Zufall ſie zuſammengeführt hat.

Bruder, lege es nicht darauf an, mich raſend zu machen.

Gott bewahre mich, aber ſo ſprich doch: Iſt die Hochzeit bald?

Hochzeit? Ich ſage Dir, aus den Beiden kann nichts werden.

Nichts? Hoho! Er wird nächſtens Finanzrath, denn er iſt dieſer Tage als Hülfsarbeiter in das Finanzminiſterium berufen, und ſpäter Geheimer Finanz-Rath und am Ende gar Finanzminiſter. Und was wird aus ihr? Warum wollteſt Du es denn ſo ungern hören, wenn man Excellenz zu Deiner einzigen Tochter ſagte?

Es wird nichts daraus, ſage ich Dir. Ich mag mit ſolchem armen Adel nichts zu ſchaffen haben. Das muß ewig kriechen, um in die Höhe zu kommen, denn es ſitzt nichts Reelles dahinter.

Ei, wenn man ſein Reelles feſt und ſicher hat, ſo kann es, meine ich, nur ein doppelt angenehmes Ding ſein, als Schwiegervater eines Miniſters, als Vater der Frau Miniſterin, unter die Leute zu treten und das, was einem der Himmel beſcheert hat, in Freuden zu genießen. Es iſt doch gar nicht ſo

übel, als ein ſolcher Schwiegerpapa von den vornehmſten Herren ſich den Hof machen zu laſſen, der Gönner von Vornehm und Gering zu ſein, denn gerade bei dem Finanzminiſter, der den Geldbeutel hat, muß alle Welt betteln gehn, ſelbſt die andren Miniſter und die Prinzen oft.

Aber ich habe das Mädchen nun einmal einem Andren verſprochen.

Aber das Mädchen mag nun gerade dieſen jungen Mann lieber leiden als jeden Andren, und der junge Mann liebt wieder das Mädchen.

Das verſtehſt Du nicht, Du biſt Junggeſell. Von der Liebe weißt Du nichts. Was wird es ſein mit den Beiden? Sie will gern Baroneſſe werden und er will gern mein Geld haben — das iſt die ganze Liebe.

Alſo das verſtehſt Du unter Liebe! Mich dünkt, ich habe in den Augen der Beiden ganz etwas Andres geleſen. Uebrigens verdenke ich es dem Mädchen nicht, wenn ſie nebenbei gnädige Frau werden möchte. Warum ſoll ſie nicht Ehrgeiz haben, wie ihr Vater ja auch ſtets ehrgeizig war? Vielleicht denkt ſie auch zugleich an ihren Vater, denn wenn der Schwiegerſohn hoch ſteht, wie ſollte da nicht der Schwiegervater mit einem Geheimen Commiſſions-Rath, mit einem Comthurkreuz oder gar dem Adel

begnadigt werden, zumal da er reich ist und man am Hofe auch gern reiche Leute sieht?

Der dicke Amtsrath wurde sehr unruhig auf seinem Stuhle. Er schlürfte in oft langen, oft hastigen Zügen aus seinem Glase, zwinkerte mit den Augen, schnalzte mit der Zunge, kurz, er machte alle jene Bewegungen, die bei manchen Menschen einen heftigen, innern Kampf andeuten.

Zuletzt brach er los: Aber genug, ich habe nun einmal mein Wort gegeben.

Leider hast Du das und wem? Diesem schäbigen Justizrath, diesem anrüchigen Plebejer, dem ein Bauer seine Tochter nicht als Schwiegersohn ins Haus brächte! Pah! Der Unterschied ist groß zwischen dem jungen Herrn Friedel, dem rohen Sohn dieses scheußlichen Menschen und dem Finanzassessor, dem aristokratischen Sohne eines der ersten Häuser des Landes, der Unterschied ist groß für das arme Mädchen und für den Schwiegervater.

Nun schweige! Was kann ich machen? Sein Wort muß man halten.

Auch dem Teufel?

Aber wozu noch das Reden, da es nun einmal zu spät ist? Der Amtsrath sprach diese Worte mehr entschuldigend als unwillig.

Zu ſpät? Seit wann iſt es zu ſpät, einen dummen Streich wieder gut zu machen?

Ich erwarte jeden Augenblick den Alten mit ſeinem Sohne. Ich habe ſie hierher beſtellt und ſie müßten ſchon hier ſein, denn heute ſollte die Verlobung gefeiert werden; wir wollten die jungen Leute überraſchen.

Eine ſchöne Ueberraſchung für Deine arme Tochter, zum Jahrmarkt gebracht zu werden, wie ein Stück — Gott verzeihe mir den Ausdruck, den ich beinahe für ein ſo ſchönes und vortreffliches Mädchen gebraucht hätte. Aber den Vorwurf, alter Freund, kann ich nicht auf dem Herzen behalten, daß Du Deine Tochter wie eine Waare auf den Jahrmarkt bringſt. Möge Gott Dir das verzeihen!

Der Amtsrath wurde immer unruhiger.

Ein Bedienter nahte ſich Schrader und ſprach leiſe mit ihm.

Man ruft uns, ſagte Schrader zu Goltz. In einem halben Stündchen ſind wir wieder hier! wandte er ſich an den Amtsrath.

Beide gingen.

Ein Paar Minuten ſaß der Amtsrath allein. Sein Bedienter hatte die Damen begleitet. Auch die beiden altdeutſchen Studenten hatten ſich längſt entfernt. Er ſchien nicht gern allein zu ſein und

ſah ſich mehr unbehaglich als ungeduldig nach allen Seiten um. Es dauerte auch nicht lange, als er Geſellſchaft bekam.

Es ſteuerte durch die Menge Jemand auf ihn zu, der in manchen Theilen, freilich in zwar nicht verjüngtem, aber doch verkleinerten Maßſtabe für ſeinen Bruder hätte gelten können, den es aber allerdings eben nicht vortheilhaft auszeichnete, daß er nur um ein Geringes weniger dick und fett, aber um ein Bedeutendes kleiner als der Amtsrath war, den auch eine obwol ausgeſuchte, aber höchſt geſchmacklos geordnete und mit Schmuckſachen überladne Toilette nicht eben beſonders empfehlend kleidete. Selbſt der Orden auf dem Rocke des kleinen Männchens hing an einem ſo unförmlich langen Bande zur Schau, daß ſogar die Bauern lächelnd darauf hinwieſen. Das Geſicht des Mannes verklärte ſich ſchon von weitem, als er den Amtsrath gewahrte, zu einer Freundlichkeit, die ehrerbietig gemeint ſein mochte, aber grinſend ausſah. Als er bei dem dickern und größern Manne anlangte, war es ſehr poſſierlich anzuſehen, wie er mit zärtlichen Händedrücken und Küſſen über ihn herfiel und ihn einmal über das andere ſeinen geſchätzteſten, theuerſten und verehrteſten Freund nannte. Wer die Verhältniſſe der Beiden zu einander gekannt hätte, würde

ſicherlich bei ſich gedacht haben, das Sprichwort: wer die Tochter heirathen will, muß die Mutter freien, finde hier, wenngleich eine analoge, doch ſchlagend paſſende und freilich zugleich widerwärtig gemeine Anwendung. Der Amtsrath mußte den Mann zuletzt förmlich von ſich abwehren.

Aber ſo ſetze Dich, alter Narr, ſagte er halb lachend, halb verdrießlich, und erzähle mir, warum Du ſo lange geblieben biſt. Seit länger als einer Stunde warte ich auf Dich.

Ich muß Dich wahrlich dringend um Verzeihung bitten, verehrteſter Freund, aber man iſt nicht immer Herr über ſeine Zeit, beſonders der arme Beamte nicht. Ihr reichen Rittergutsbeſitzer habt es beſſer. Ach, ich habe es immer als meinen ſehnlichſten Wunſch ausgeſprochen: Wenn ich doch auch einmal unter die Rittergutsbeſitzer gehen könnte!

Er unterbrach ſich mit ſeinem gewöhnlichen Lachen über den vermeintlichen, eigenen Witz und fuhr fort: Da war noch allerlei zu beſorgen, ehe ich abfahren konnte. Hier wollte ein Sekretair, dort ein Pedell noch Anweiſungen haben, da wollte ein Supplikant noch gehört ſein; den längſten Aufenthalt hatte ich an der Gränze. —

Was? man machte Dir doch keine Schwierigkeiten?

Gott bewahre! Mir? Aber ich hatte auch da noch Anordnungen zu treffen. Ich kann es Dir, ſetzte er geheimnißvoll hinzu, im Vertrauen wol ſagen, man iſt einem ſehr gefährlichen Staatsverbrecher auf der Spur, der ſich hier an der Gränze herumtreiben ſoll. Es iſt ſogar — was mir nur erſt zweimal in meinem Leben vorgekommen — ein bedeutender Preis auf ſeine Einbringung geſetzt.

Was ſoll er verbrochen haben?

Gott weiß es. Wenn ich aber die neueren Vorgänge an unſerem Hofe ins Auge faſſe und ein klein wenig hinter den Schleier blicke, der für die Menge noch darüber ausgebreitet liegt — doch es paßt ſich für mich wol am allerwenigſten darüber zu ſprechen.

Er that ſehr geheimnißvoll.

Du machſt mich neugierig.

Laß uns hier davon ſchweigen. Ueber ſo etwas darf man immer nur ſprechen, wenn zwei Freunde ganz allein im verſchloſſenen Kämmerlein ſitzen.

Aber, Freund, ich vermiſſe Deinen Sohn, wo haſt Du den gelaſſen?

Der dicke Kleine lächelte verſchmitzt.

Wir hatten die Ehre, Deiner Fräulein Tochter zu begegnen; da war mein Junge nicht mehr zu halten. Flugs machte er ſich an ihre Seite. Es

iſt ein Teufelskerl, Du wirſt Deine Freude an ihm haben. Ein wenig gerade aus, aber brav und redlich und was die Hauptſache iſt, die Hand hält er auf den Beutel; kein Verſchwender, kein Verthuer.

So! ſo! ſagte etwas gedehnt der Amtsrath.

Ein ſonderbar ausſehendes Paar nahm die Aufmerkſamkeit des dicken Kleinen in Anſpruch. In nicht gar großer Entfernung ſtanden an einer Bude ein alter Unteroffizier, faſt rieſengroß, hager, aber ungewöhnlich ſtarkknochig, mit wenigſtens fünf oder ſechs Orden und Ehrenzeichen auf der glattgebürſteten Uniform und neben ihm in überladener und ſchreiend bunter Kleidung der Mittelſtände eine verhältnißmäßig nicht minder große, dabei ſehr corpulente Frau mit einem vollſtändigen Unteroffiziersgeſicht. Jeder von ihnen allein würde aufgefallen ſein, die Beiden beiſammen feſſelten unwillkürlich die Blicke.

Ei, ei, ſagte der kleine Dicke, nachdem er ſie betrachtet hatte, das iſt ja der alte Unteroffizier Lange aus der Feſtung mit der ehrſamen Mamſell Blauenſteinin.

Sie kommen alljährlich hierher, um einzukaufen, ſagte gleichgültig der Amtsrath.

Ich weiß, aber ich muß doch einen Abſtecher zu

ihnen machen. Der Unteroffizier ist die rechte Hand des alten Commandanten und die Mamsell ist die linke Hand.

Er lachte und fuhr fort: Ja, ja, die linke Hand. Fällt Dir dabei nicht etwas von einer Trauung zur linken Hand ein? Schon vor zwanzig Jahren war sie beim Regiment seine Wäscherin. Alle Feldzüge hat sie mit ihm durchgemacht — er lachte wieder — und jetzt ist sie die Haushälterin des alten Junggesellen! — Du weißt, ich bin da oben Justitiarius, das wirft des Jahrs seine paar Hundert Thälerchen ab, und man hat nichts dafür zu thun, besonders wenn man mit dem Herrn Commandanten gute Freundschaft hält.

Doch, sagte in beinahe unheimlichem Tone der Amtsrath, bei alledem ein schlechter Posten. Ich möchte da oben keine Minute sein. Mich fröstelt es immer, wenn ich nur von weitem den kahlen Felsen mit den langen Mauern und grauen Thürmen ansehe. Ich freue mich, daß ich nicht Euer Landsmann bin.

Ja, ja, recht geheuer ist es da oben nicht. Es ist da manches schwere Geheimniß in den Kellern und Löchern verborgen.

Und Manches und Mancherlei, was niemals wieder an das Tageslicht kommt.

Man darf nicht davon ſprechen. — Auf Wiederſehen, mein theurer, alter Freund!

Der dicke Kleine ging zu dem ſonderbar ausſehenden Paare, mit dem er ſich nach einer Weile in der Menge verlor.

Der Amtsrath ſaß wieder allein, ganz allein in der großen Laube. Es ſchien ihm unheimlich zu werden. Er warf einen Blick auf die lebendige Menge vor der Laube und in den leeren Raum in der Laube. Der Blick wurde faſt ängſtlich, als er in den dunklen Hintergrund des dichten Gebüſches drang. Er wendete ihn raſch ab und ließ ihn in die Ferne ſchweifen, aber da fiel er auf das Gefängniß, das mit ſeinen langen Mauern und grauen Thürmen oben in ſteiler Höhe auf dem kahlen Felſen vor ihm lag, gerade weit, aber auch gerade nahe genug, um einer geſchäftigen Phantaſie die Umriſſe zu grauenvollen Bildern des Kerkerlebens, ſeiner Einſamkeit, ſeiner Entbehrungen, ſeiner Qualen, ſeiner ganzen Schrecklichkeit darzubieten.

Der Amtsrath ſchüttelte ſich, daß der Stuhl unter ihm knackte. Er ſtürzte ein Glas Wein hinunter und ſchüttelte ſich noch einmal. Er wandte gewaltſam das Auge fort von dem Felſen und deſſen Gebäuden, und es bohrte ſich unwillkührlich wieder in das einſame Dunkel der Laube; er wollte es auf

die belebte Wieſe richten, aber es glitt darüber hinweg wieder auf den unheimlichen Felſen.

Es iſt unverſchämt, mich hier ſo allein zu laſſen, ſagte er ärgerlich.

Eine kleine Dirne ſtand vor ihm, ſchlank und rund, mit pechſchwarzem Auge und pechſchwarzem Haar, mit keck aufgeworfenen rothen Lippen und einer Haut im Geſicht, die zwar nicht weiß, aber auch nicht blos gelb oder blos braun, ſondern klar und rein war und ein raſches, friſches und feuriges Blut durchblicken ließ; der volle Buſen wurde von einem hellrothen Tuche ſchlecht verhüllt.

So einſam, reicher Herr, mit den ſchönen Goldſachen! ſagte ſie freundlich und ſchelmiſch demüthig und herausfordernd zu dem überraſchten, beinahe erſchrockenen Amtsrath. Ich werde Dir etwas vorſpielen, eine luſtige Melodie.

Sie griff in die Saiten ihrer Zither.

Der Amtsrath machte eine abwehrende Bewegung. Pack Dich, ſagte er mürriſch.

Hörſt Du nicht gern Muſik, reicher Herr? Soll ich Dir lieber wahrſagen?

Die Augen des Amtsrath vergrößerten ſich.

Kannſt Du prophezeien? fragte er.

Freilich, ich ſehe das Schickſal der Menſchen aus ihrer Hand, aus ihrem Geſicht, aus den Sternen.

Reich Deine Hand, reicher Herr mit dem ſchönen Orden!

Sie ſprach mit feierlichen, ſchmeichelnden Tönen.

Der Amtsrath wurde wieder unruhig auf ſeinem Sitze. Er ſah umher in der Laube mit einem Blicke, in dem man die Fragen leſen konnte: Soll ich es einmal wagen? Ich bin ja allein hier; Niemand erfährt es. — Er ſah fragend in das große dunkle Auge des Mädchens, als wenn er ſein Schickſal darin leſen wollte, ob ſie ihm Glück weiſſagen werde, oder Unglück.

Wage es nur, reicher Herr, ſagte ſchmeichelnd das Mädchen. Ich ſage Dir Dein Glück. Du haſt zwar immer Glück gehabt in Deinem Leben, aber der Menſch kann immer noch mehr Glück gebrauchen. Ich weiſſage Dir Dein Glück, reicher Herr.

Aber auch das Unglück! ſagte er mehr für ſich als zu dem Mädchen.

An das Unglück muß man nicht denken, es kommt ohnehin!

Sie nahm ſeine Hand; er ließ ſie ihr, halb mit, halb wider Willen. Sie beſah ſie genau, ſie zählte und maß die Linien und Furchen in derſelben und ſah dann prüfend in ſein Geſicht, dann wieder in die Hand. Er gab ſich dem allen geduldig in offenbarer Spannung hin.

Du haſt viel Glück gehabt, Herr!

Er ſchwieg.

Du biſt ein reicher Mann geworden durch Deinen eigenen Fleiß.

Er ſchwieg wieder.

Du haſt Dir keine Verbrechen vorzuwerfen.

Er wurde ungeduldig. Du wollteſt mir von der Zukunft ſprechen, ſagte er faſt mit halber Stimme.

Du haſt treue Freunde, fuhr ſie ruhig fort.

Er ſchwieg.

Auch ſie ſchwieg.

Es entſtand eine Pauſe. Sie ſah ihn wie mit Verlegenheit an. Ihm brach der Angſtſchweiß aus. Warum ſprach ſie nur von der Vergangenheit? Warum wollte ſie mit der Rede von der Zukunft nicht heraus? Warum ſchwieg ſie und ſah ihn ſogar verlegen an?

Du wollteſt mir die Zukunft wahrſagen, ſagte er noch einmal.

Herr, was ſchenkſt Du mir? fragte ſie ihn, beinahe liſtig lächelnd.

Iſt es das, du Schlange? dachte er bei ſich, freier aufathmend, aber er hatte nicht recht den Muth, die Frage laut auszuſprechen.

Er zog ſeine reich gefüllte Börſe hervor und ſuchte nach einem Geldſtücke, das er dem Mädchen gab.

Hüte Dich, ſagte darauf dieſe, vor dem erſten Manne, der zu Dir kommt; er wird Dir Unglück bringen.

Sie entſchwand lachend.

In demſelben Augenblicke nahte ſich ein junger Mann mit einem täppiſchen Gange und überhaupt von etwas rohem Weſen der Laube. Gleichzeitig wurde dem Amtsrath mit einem raſchen, kräftigen Griff von hinten die volle Börſe aus der Hand geriſſen.

Alle Teufel, halt den Spitzbuben! ſchrie er aus Leibeskräften, aber ein langer Kerl in grüner Jacke, gelben Beinkleidern, mit hellrothem Halstuche und weißem Strohhute, war ſchon, ſchnell wie ein Pfeil, über Tiſche und Stühle wegſetzend, durch den hintern Ausgang der Laube verſchwunden.

Der junge Mann ſtand vor ihm.

Was war da los, alter Herr? fragte er laut lachend. Sie ſchrien ja barbariſch.

Daß der Amtsrath in keiner roſenfarbnen Laune war, iſt wol leicht zu erachten. Verdutzt über den frechen Raub, verdrießlich über den nicht unbedeutenden Verluſt, konnte das laute Lachen und die freche Anrede des jungen Mannes ſeinen Aerger natürlich nur vermehren. Der Zorn wollte losbrechen, als er auf einmal den vor ihm ſtehenden jungen Mann

mit einem Blicke lebhafter Angſt anſah. Unzweifelhaft fiel ihm die Prophezeiung der Zigeunerin ein, daß der erſte Mann, der zu ihm komme, ihm Unglück bringen werde. Er wich unwillkürlich ein paar Schritte zurück.

Alter Herr, was war denn da los? wiederholte der junge Menſch ſeine Frage.

Mochte der Schmerz über den wirklich erlittnen Verluſt den Sieg davon tragen über die Furcht vor einem eingebildeten Unglück, mochte der Amtsrath ſich raſch eingeredet haben, der Räuber ſeiner Börſe und nicht der vor ihm ſtehende junge Mann, ſei der erſte, der ihm nahe gekommen, genug, er trat wieder auf den letztern zu und antwortete ihm mit klägſicher Stimme:

Meine Börſe! Dort ſpringt ein frecher Dieb mit meiner Börſe davon. Setze ihm nach, Friedrich, jage ihm mein Eigenthum wieder ab. Einen weißen Hut trägt der Kerl und eine hellgrüne Jacke und meine Börſe, meine volle Börſe!

Der junge Mann blieb ruhig im Lachen. Alter Herr, ſagte er, wie werde ich wie ein Narr hinter dem Menſchen herlaufen? Hier ſind hundert Spitzbuben mit weißen Hüten und hellgrünen Jacken. Meine Knochen ſind mir lieber als Ihre Börſe.

Friedrich, Du biſt ein herzloſer Burſch. So laufe

um Riekens willen, um meiner Tochter willen, um Deiner —.

Er ſtockte. Fiel ihm wieder die Prophezeiung der Zigeunerin ein und zugleich, daß doch der junge Mann der erſte geweſen war, den er geſehen hatte, den er früher geſehen hatte als den Räuber?

Meiner Verlobten? fragte der junge Mann. Im Ernſt, lieber Amtsrath, ſchweigen Sie von Ihrer Börſe. Wer will die unter den Tauſenden von Menſchen und von Dieben dem unbekannten Spitzbuben wieder abjagen? Machen Sie ſich nicht lächerlich und ſprechen Sie kein Wort von der Sache. Ich werde gleichfalls davon ſchweigen. Das iſt das einzig Vernünftige. Und nun laſſen Sie uns von meiner Verlobung reden. Mein Vater hat ein Wort fallen laſſen von heute.

Ich meinte, Fritz, ſagte der Amtsrath ausweichend, Du würdeſt zuſammen mit dem Mädchen hierher kommen. Dein Vater ſagte daß er Dich in ihrer Geſellſchaft zurückgelaſſen habe.

Ach, ſie hatte ja ſchon ihren Begleiter und der ſeufzte und verdrehte mir zuviel die Augen, daß ich es nicht aushalten konnte. Wenn wir einmal verheirathet ſind, werde ich den Beiden das Seufzen und Augenverdrehen ſchon austreiben. Ich dachte, es ſei vernünftiger, wenn ich mit Ihnen über die

Verlobung, über Hochzeit, Aussteuer und dergleichen spräche, das hat doch einen reellen Grund.

Hm hm, Fritz! Höre, ein frecherer Spitzbube ist mir Zeit meines Lebens nicht vorgekomme. Nimmt mir der Kerl da mitten unter allen diesen Menschen bei hellem Tage die volle Börse aus meinen eigenen Händen.

Mit der leeren Börse konnte er nichts anfangen, Schwiegerpapa, sagte Fritz. Was meinen Sie, wie lange schieben wir die Hochzeit noch auf? Ich wohne nun schon seit länger als einem halben Jahre allein auf dem Gute, das der Vater mir gepachtet hat und Sie wissen, alter Herr, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

Hm hm, Fritz —

Schrader und Goltz kehrten zurück. Der Amtsrath war aus einer nicht geringen Verlegenheit erlöset.

Die Beiden kehrten nicht allein zurück, Tochter und Nichte des Amtsraths waren in ihrer Gesellschaft. Der Baron von Katen fehlte aber. Die Tochter des Amtsraths sah angegriffen aus und warf verlegen ängstliche Blicke auf ihren Vater. Auch die Nichte sah scheu auf den dicken Herrn. Es mußte etwas vorgefallen sein, was dem Letzteren nicht

verborgen bleiben konnte und deſſen Mittheilung man doch fürchtete.

Schrader nahm mit ſeiner gewöhnlichen Unbefangenheit das Wort. Mein lieber Bruder Amtsrath, ſagte er, ich bringe Dir etwas Angenehmes, habe Dir aber etwas Unangenehmes mitzutheilen.

Schon wieder etwas Unangenehmes? ſeufzte der Amtsrath.

Das Angenehme, das ich Dir bringe, fuhr jener fort, iſt erſtens Deine liebenswürdige Tochter, zweitens Deine liebenswürdige Couſine, drittens mein liebenswürdiger Freund Goltz und viertens meine Perſon.

Und das Unangenehme? Laß hören!

Biſt Du ſo begierig darauf, Freund? Mich dünkt, nach einem ſo angenehmen und liebenswürdigen Kleevierblatt — und Dir iſt bekannt, ein Kleevierblatt bringt Glück — ich weiß, daß Du auf ſolche Zeichen etwas hältſt — und in Wahrheit auch, der Geiſt der Natur, der am Ende über Glück und Unglück regiert, zeigt dem Menſchen durch Naturerſcheinungen, oft durch die allereinfachſten, in wunderbarer Weiſe künftiges Glück und Unglück an — es kommt nur darauf an, daß der Menſch Sinn dafür hat —

Aber um des Himmels willen, Schrader, ſo komme zum Ende.

Du meinſt, zu dem Unangenehmen? Nein, Bruder, das Unangenehme iſt nicht das Ende aller Dinge. Ich für meine Perſon gehöre wenigſtens zu den Leuten, die an den Himmel und die ewige Seligkeit glauben.

Ihr wollt mich zur Verzweiflung bringen. Ihr wißt, wie Ihr mit ſolchen drohenden Ankündigungen von Unglück mich ängſtigen könnt. Rieke, ich bitte Dich, ſprich Du.

Das Mädchen ſah Schrader bittend an.

Dieſer fuhr fort: Nun, nun, um Deiner Tochter willen denn! Sei aber auch dankbar gegen ſie; die ganze Geſchichte iſt eine Lumperei, Deiner Tochter haben ſie auf dem Jahrmarkte ihr goldenes Kreuz geſtohlen.

Geſtohlen? Schon wieder geſtohlen? Das Kreuz? das goldene Kreuz? Von der Bruſt fort?

Nun ja, was iſt es denn mehr? Ein Kreuz weniger in Deiner Familie! Wie kannſt Du Dich darüber ſo entſetzen? Der Menſch hat ohnehin Kreuz und Jammer und Elend genug im Leben.

Rieke, Rieke! Wie war es möglich? das Kreuz, das ich Dir geſchenkt hatte? bei Deiner Einſegnung geſchenkt? das Andenken von Deiner ſeligen Mutter?

Der fette Mann war in der That durch die

Nachricht ſehr heftig ergriffen und dicke Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn; der Ton ſeiner Stimme lautete gebrochen, ſein Auge irrte unſtät umher, es ſprach ſich eine Art inneren Entſetzens, zugleich ein Schmerz bei ihm aus, deſſen man ihn nicht hätte fähig halten ſollen.

Seine Tochter wurde davon mit ergriffen. Verzeihen Sie mir, mein Vater, ſagte ſie, daß ich Ihnen den Kummer mache, ich weiß, wie lieb Ihnen das Andenken an die gute Mutter war.

Was iſt da zu verzeihen, fiel Schrader ein, können Sie denn dafür, wenn im Gedränge ein frecher Kerl Ihnen mit Gewalt Kette und Kreuz vom Halſe reißt?

Auch Dir, mein Kind! Ach, die Frechheit der Diebe iſt groß. Das iſt heute ein Unglückstag, ein großer Unglückstag für mich. Laß uns nur gleich aufbrechen und nach Hauſe zurückfahren.

Aber Freund, wie kann der Verluſt von ein paar Thalern Dich ſo ergreifen?

Die paar Thaler, die lumpigen paar Thaler, was kümmern mich die? O, Ihr wißt nicht, Ihr wißt nicht. Laßt uns nach Hauſe fahren.

Aber zum Teufel, nahm Schrader mit Entſchiedenheit wieder das Wort, ſo geberde Dich nicht, wie

ein altes Weib. Warte wenigſtens ab, ob das Allerweltskleinod nicht zurückkommt.

Wie wird es zurückkommen? Willſt Du denn nicht aufhören mit Deinem Spotte?

Ich ſpotte nicht. Der Baron von Katen ſetzte ſofort dem Spitzbuben nach. Ein zuverläſſiger Menſch, der gerade in meiner Geſellſchaft war, ſchloß ſich an ihn an. Vielleicht fangen ſie den Kerl noch ein, wahrſcheinlich ſogar, denn der Katen iſt ein flinker Burſch und ſein Begleiter fürchtet den Teufel nicht.

Der Baron Katen ſetzt dem Diebe nach? Großer Gott, wenn er mir das Kreuz wiederbrächte! Ihr wißt nicht! Ihr wißt nicht!

Er ſah wie bittend zum Himmel. Dann warf er einen halb verächtlichen, halb wüthenden Blick auf den mit einem etwas dummen Geſicht daſitzenden Prätendenten Fritz, wahrſcheinlich in Erinnerung der Weigerung deſſelben, den Dieb der Börſe zu verfolgen. Zuletzt bohrte ſich ſein Blick in die Menge, als wenn er jeden Augenblick den Widerbringer des Kreuzes daraus müßte hervordringen ſehen.

Nicht dieſer, aber ein Anderer drängte ſich daraus hervor, der kleine, dicke Juſtizrath Friedel und zwar gefolgt von dem Paare, das er vorhin aufgeſucht hatte, dem Unteroffizier und der Haushälterin des Commandanten aus der Feſtung. Es war ein, al-

lerdings die Lachmuskeln reizender Anblick, die Drei herankämpfen und herandrängen zu ſehen. Zuerſt der kleine Juſtizrath, ſchwitzend, keuchend, mit einem dicken Rohrſtocke, ſo groß wie er ſelbſt, ſich Bahn brechend; an ſeiner Seite, wie an ihn gekettet, die große Haushälterin, die mit ihrem bunten Tuche, mit ihrem gelben Hute und ihrem feuerrothen Marketendergeſichte um mehr als eines Kopfes Höhe über ihn hervorragte und mit ihren breiten Händen ihm Bahn brechen half, Stöße austheilend, bald rechts, bald links, rechts über das Haupt ihres Begleiters hinweg; hinter Beiden in der ganzen bewußten Würde eines alten Soldaten der greiſe Unteroffizier, prangend mit ſeinem weißen Schnurrbart und den Orden auf ſeiner Bruſt, mit Verachtung auf das „civiliſtiſche" Geſindel blickend, das vor den Püffen und Stößen des Juſtizraths und der Haushälterin aus einander lief, bald ſchimpfend und fluchend, bald lachend und mit den Fingern zeigend.

Das Geſicht des Juſtizraths ſah ſauerſüß aus. Die Freundlichkeit galt der Haushälterin, mit der er ſich unterhielt. Ob der Verdruß der Aufmerkſamkeit des Publikums galt oder eben dem Umſtande, daß die große Dame, und folglich auch deren militairiſcher Begleiter nicht hatte von ihm weichen wollen, und daß er ſie wider Willen zu ſeiner vornehmen

und eleganten Gesellschaft führen mußte, wer mag das bestimmen?

Verlegen war er wenigstens, als er in der Laube ankam und, die große Dame hinter den Stühlen der Gesellschaft weg in den zweiten Theil der Laube führend, zu ihr etwas kleinlaut sagte: Hier, meine liebe Freundin Blausteinin, hier setzen Sie sich und ruhen sich aus. Und auch Sie, mein würdiger Herr Unteroffizier! Lassen Sie uns eine Flasche zusammen ausstechen!

Der Amtsrath aber sah nun noch ingrimmiger und wüthender drein. Auf der ganzen Gesellschaft lag eine gedrückte Stimmung. Selbst der rohe Sohn des Justizraths schien sich in einiger Verlegenheit zu befinden. Nur Schraders Augen leuchteten, als er erfuhr, wer die Personen seien, die mit dem Justizrath angekommen waren. Er war der erste, der die eingetretene Stille unterbrach.

Schwere Zeiten, Herr Justizrath, überall Verbrechen, Mord, Raub und Diebstahl! Bei Ihnen drüben im Lande wird es auch nicht besser sein.

Leider nicht. Die Gerichte können nicht mehr durchkommen durch die dicken Untersuchungsacten.

Ich glaube das, lachte Schrader, auf die dicke Figur des Justizraths zeigend, dicke Acten und dicke Richter; da mag das Durchdringen schwer sein.

Sie belieben ſtets zu ſcherzen, erwiederte der Juſtizrath, indeſſen wahr bleibt es, die Verbrechen nehmen täglich überhand und man hat ſeine große Laſt mit dem frechen Geſindel. — Sie können da oben auch ein Liedchen davon ſingen, Herr Unteroffizier, wandte er ſich an dieſen.

Ich komme mit den Spitzbuben nicht in Berührung, antwortete gravitätiſch der Unteroffizier.

Ei, ei, mein Lieber, es giebt auch andere Verbrecher als blos Spitzbuben.

Der Unteroffizier ſchwieg.

Schrader fragte in gleichgültigem Tone mehr den Juſtizrath als den Unteroffizier: Iſt denn auch bei Ihnen im Lande eine ſolche Ueberfüllung der Gefängniſſe, wie hier bei uns?

Ach überall, überall, erwiederte der Juſtizrath, nirgends iſt Platz mehr.

Bei uns iſt noch Platz übrig, bemerkte die Haushälterin des Commandanten der Feſtung.

Viel wird's auch nicht ſein, brummte der Unteroffizier.

Nun, in Eurem Thurme können doch noch Einige ein hübſches Unterkommen finden, ſprach ihm die Haushälterin entgegen.

Schrader rückte näher an den Unteroffizier und die Dame heran. Er zeigte auf die Gefängnißge-

bäude, die auf dem kahlen Felsen im vollen Glanze der sich mehr und mehr neigenden Sonne lagen. Ist der Thurm da auch bewohnt? fragte er.

Welchen meinen Sie?

Den runden, dicken Thurm da rechts, auf dem jähen Felsenvorsprung.

Der Unteroffizier nickte nur.

Mamsell Blausteinin sagte lebhafter: Was wird er nicht? Ei, freilich!

Ein recht hübscher, fester Aufenthaltsort. Es sitzen wol nur schwere Verbrecher darin?

Der Unteroffizier nickte wieder mit dem Kopfe. Die Dame hatte sich in ein Gespräch mit dem Justizrath eingelassen.

Wohl nur Raubmörder und dergleichen? fragte Schrader weiter.

Der Unteroffizier schüttelte mit dem Kopfe.

Sitzen Viele in dem Thurme?

Dermalen nicht.

Wie lange haben Sie schon oben den Dienst?

Seit etwa zwanzig Jahren.

In der Zeit haben Sie wol Manchen ankommen und abgehen sehen?

Viele nicht.

Wer bei Ihnen ankommt, der geht wol selten wieder ab?

So iſt's.

Es ſitzen wol viele Staatsverbrecher bei Ihnen?

Wol möglich.

Werden die beſſer behandelt als die übrigen Gefangenen?

Warum? fragte der Unteroffizier verwundert. Es war das erſtemal, daß er aus ſeinem würdevollen Unteroffiziers-Phlegma heraustrat.

Ich meine —

Nun, nun, fiel die Haushälterin ein, allerdings mit Unterſchied. Man kann doch einen Grafen nicht behandeln wie den gewöhnlichen Spitzbuben.

Gevatterin, davon wiſſen Sie nichts, ſagte der Unteroffizier wieder mit ſeiner ganzen Würde.

Die Dame fühlte ſich beleidigt. Das ſollte ich nicht wiſſen? Ei, ſehen Sie. Wer hat denn die Aufwartung bei der Dame?

Gevatterin! rief der Unteroffizier in einem ſo drohenden Tone, daß der gereizten Dame die Sprache verging.

Alſo auch Damen haben Sie oben in Verwahrung? ſagte Schrader.

Keiner antwortete ihm.

Es mag da oben manches Geheimniß verborgen ſein! wandte er ſich an die Haushälterin.

Es ſchien, als wenn er es aufgegeben habe, die

ſtarre Schweigſamkeit des Unteroffiziers zu bezwingen und als wenn er jetzt ſein Glück bei der Dame verſuchen wolle und zwar, indem er ſofort an der ſchwachen Seite des Weibes, dem Geheimniß, anklopfte.

Sie nickte mit dem Kopfe wie vorhin der Unteroffizier.

Beſonders Sie mögen Manches erfahren!

Ja wol, ja wol!

Wie Mancher wird in ſeinem ſchweren Trübſal ſich an Sie und Ihr gütiges Herz wenden!

Ja wol, ja wol!

Sie mögen auch manchen Gram zu lindern ſuchen.

Man thut, was Menſchenpflicht gebietet und was man kann.

Sie vermögen viel über den braven Commandanten.

Er weiß, daß er eine treue Perſon an mir hat.

Gewiß, und der er ruhig ſeine ſchweren Geheimniſſe anvertrauen kann.

Das kann er.

Weibliche Gefangene da oben, — ich meine Staatsgefangene, alſo von guter Familie, von Bildung, — ſind wol nur ganz allein auf Sie verwieſen?

Wie ſo? — Sie ſchien ihn in der That nicht zu verſtehen.

Ich meine, Sie ſind wol die einzige weibliche Geſellſchafterin, mit der ſie ſich unterhalten können?

Sie ſchwieg.

Offiziersfrauen ſind da oben wol nicht?

Nein, nur einige Unteroffiziers- und Soldatenfrauen.

Die gefangenen Damen mögen wol oft das Verlangen haben, ihren Kummer einem fühlenden Herzen mitzutheilen?

Sie antwortete nicht.

Er verzweifelte. Auch hier ſollte er kein Glück haben. Die Haushälterin des Commandanten war eben ſo verſchloſſen wie der Unteroffizier.

Mit glühenden Augen, mit freudeſtrahlendem Geſichte nahte ſich der Finanzaſſeſſor Baron von Katen. Ihm folgte ein langer, dürrer, ſtarkknochiger Mann in brauner Jacke, ledernen Beinkleidern, mit breitgekrämptem, grauen Hute, eine alte, braune Geige unter dem Arme, der Geigenfritz.

Die Tochter des Amtsraths flog auf von ihrem Sitze, als ſie den jungen Mann erblickte; auch ihr Auge glänzte, als ſie den Glanz des ſeinigen ſah. Der Amtsrath öffnete bei dem Anblicke des Hereinkommenden vor Angſt und Hoffnung weit den Mund.

Der Finanzaſſeſſor ſchritt graden Wegs auf das junge Mädchen zu; er beugte beinahe ein Knie vor ihr, als er ihr das wiedereroberte Kreuz mit der ſilbernen Kette überreichte. Mit zärtlichem Blicke ſagte er: Es iſt der glücklichſte Tag meines Lebens!

Der Amtsrath war herbeigeſprungen; in Wahrheit der fette Mann war geſprungen. Er war wie verjüngt; er war plötzlich ein ganz anderer Menſch geworden. Er nahm das Kreuz aus der Hand der Tochter und drückte es an ſeine Lippen. Dann küßte er das von Glück ſtrahlende Mädchen, dann drückte er dem Aſſeſſor dankbar beide Hände.

Herr, das wird Gott Ihnen vergelten!

Und Du! ſagte der herbeigetretene Schrader.

Was kann ich? fragte etwas kleinlaut der Amtsrath, indem er der Tochter das Kreuz wieder um den ſchönen Nacken befeſtigte.

Die Tochter ſprach: Ach, wie freue ich mich!

Ueber das Kreuz oder den Diebſtahl? fragte Schrader.

Der Aſſeſſor mußte erzählen, wie er zu dem Beſitze des geraubten Kleinods wieder gelangt ſei. Er theilte kurz mit, wie er und Geigenfritz den Dieb, den dieſer nicht aus dem Auge verloren, verfolgt, im Gebüſche ergriffen und niedergeworfen und ihm das Kreuz wieder abgenommen hätten.

Neuer Dank folgte seiner Mittheilung.

Haben Sie den Räuber ordentlich durchkarbatscht? fragte der junge Herr Friedel.

Der Assessor sah ihn vornehm an, ohne zu antworten.

Auch der Geigenfritz, der sich ruhig im Hintergrunde gehalten hatte, mußte vortreten, um seinen Dank zu empfangen.

Euch werde ich belohnen! sagte der Amtsrath zu ihm.

Den überlasse mir, fiel ihm Schrader ein. Jedem das Seine und der Seine!

Der Geigenfritz wandte sich an den jungen Friedel. Wer karbatscht, sagte er, wird wieder karbatscht. Denken Sie an den Priesterwald, junger Herr!

Er schien den jungen Herrn an eine unangenehme Geschichte erinnert zu haben. Dieser verfärbte sich, sah den langen Spielmann scheu und bissig an und — schwieg.

Der Amtsrath aber war aufmerksam geworden. Was war das mit dem Priesterwald? fragte er.

Nichts Besondres! Ich verstehe etwas vom Wahrsagen, antwortete Geigenfritz sehr ernst.

Den Amtsrath durchzuckte es. Auch er sah den den langen Spielmann etwas scheu an.

Mit tiefer Stimme fuhr dieser fort: Auch Ihnen

könnte ich Mancherlei wahrſagen, Herr Amtsrath Althoff!

Kennt Ihr mich denn, Freund?

Inwendig und auswendig, Ihre geheimſten Gedanken ſind mir nicht verborgen.

Der Amtsrath wurde blaß und unruhig. Meine Gedanken kennt außer mir nur Gott.

Verſündigen Sie ſich nicht, Herr Amtsrath, denken Sie an das Kreuz, das nun wieder in Ihrem Hauſe ſein wird.

Der Amtsrath ſtutzte und wurde nur noch unruhiger. Eine Frage ſchwebte auf ſeiner Zunge, aber er ſchien nicht den Muth zu haben, ſie auszuſprechen.

Denken Sie auch an das, was die Spitzbübin vor kaum einer Stunde Ihnen prophezeiht hat.

Was? was? Was wißt Ihr davon?

Daß das noch nicht eingetroffen iſt, was ſie Ihnen wahrſagte.

Was iſt nicht eingetroffen?

Der Räuber war nicht der Erſte, der zu Ihnen kam.

Menſch! ſagte der Amtsrath entſetzt, könnt Ihr zaubern?

Ich kann Ihnen noch mehr ſagen, Herr Amtsrath.

Sprecht! Nein, nein, ſprecht nicht! Aber was wißt Ihr von dem Kreuze?

Von dem Kreuze weiß ich daſſelbe, was Sie davon wiſſen, Herr Amtsrath.

Er fuhr langſam, faſt feierlich fort: Das Kreuz ſchenkte Ihnen Ihre ſelige Frau, es war in einer ſonderbaren Stunde. Es war etwas paſſirt, was nicht hätte paſſiren ſollen. Sie ſchworen, als Sie das Kreuz annahmen, daß es nie und nimmer wieder paſſiren ſolle und haben Wort gehalten. Das ſchworen Sie Ihrer braven Frau und Ihre brave Frau iſt Ihnen Zeitlebens dankbar dafür geweſen. Zugleich baten Sie aber auch den lieben Gott, das Kreuz ein Zeichen ſein zu laſſen, daß es Ihnen und den Ihrigen gut gehen werde, und wenn das Kreuz aus Ihrem Hauſe komme, dann ſollte es Ihnen zum Vorboten dienen, daß ein großes, ſchweres Unglück über Sie und Ihre Familie einbreche, und ohne dieſen braven, jungen Herrn da — er zeigte auf den Aſſeſſor — wäre das Unglück über Sie und die Ihrigen hereingebrochen!

Der Amtsrath ſah mit ſtarrem Blick den Wahrſager an.

War es ſo, Herr Amtsrath?

So war es.

Nun, Herr, ſchloß mit ſtarker Stimme der lange,

braune Mann, dann ſetzen Sie Ihre Tochter nie der Gefahr des Karbatſchens aus! —

Scheinbar ſtanden dieſe Worte mit der Geſchichte des Kreuzes allerdings in keiner Verbindung, aber ſie mußten jedenfalls eine den Amtsrath tief ergreifende Beziehung haben. Er wankte zu ſeinem Stuhle zurück und bedeckte das Geſicht mit ſeinen beiden Händen.

Der Geigenfritz ging in den hintern Theil der Laube, deſſen Gäſte ſein Falkenauge längſt beobachtet hatte. Er ſtellte ſich hier dem Unteroffizier gegenüber, ſah ihn eine Weile ſchweigend an und ſagte dann zu ihm: Guten Tag, Camerad Lange!

Der Unteroffizier war nebſt ſeiner Gevatterin wol Zeuge des eben beendigten Vorfalls geweſen. Dieſer hatte auch auf ihn einen Eindruck gemacht, der in ihm eine gewiſſe Ehrfurcht vor dem Manne des übernatürlichen Wiſſens zurückließ, aber daß ein Wahrſager in brauner Jacke und ledernen Beinkleidern zu einem Unteroffizier mit ſechs Orden Camerad zu ſagen wagte, das war ihm dennoch zu ſtark. Zugleich wurde ihm doch etwas unheimlich dabei zu Muthe, daß der ihm völlig fremde Menſch, der ſo tief verborgene Geheimniſſe offenbart hatte, ſeinen Namen kannte.

Kennt Er mich? fragte er mehr ſcheu als beleidigt.

Der Geigenfritz lachte fröhlich. Ei, wie ſollte ich meinen alten Cameraden Lange nicht kennen, der an meiner Seite ſo manchen Pulverdampf gerochen, mit dem ich ſo oft mein Stroh im Bivouak getheilt habe? Beſieh mich doch, alter Freund!

Alle Wetter, Corporal —!

Richtig, Dein alter Corporal.

Ich kenne Dich wieder, alter Herzenscamerad Brenn —, Brenn —

Brennneſſel!

Brennneſſel, oder ſo ungefähr, das bleibt ſich gleich. Wir waren ja immer treue Cameraden. Wie war es nur möglich, daß ich Dich nicht ſogleich wieder erkannte?

Laß das gut ſein. Wie geht es Dir denn nach ſo langer Zeit?

Wie wird es gehen? Man wird alt. Aber Du, was machſt Du?

Ich bin Invalide.

Und weiter? Wie geht es Dir?

Wie es einem Invaliden geht. Er bekommt monatlich ſeinen Gulden und damit mag er fertig werden. Damit kann er aber nicht fertig werden. Da bleibt ihm denn nicht viel Andres übrig, als ſtehlen oder betteln. Nun ſoll er aber weder ſtehlen noch betteln; da verhungert denn Mancher, weil er in

beſſern Tagen für das Vaterland und für ſeinen König gekämpft und geblutet hat. Die Offiziere und Generale verhungern unterdeß nicht. Mir iſt es etwas beſſer ergangen. Ich bettle nicht und ſtehle nicht, aber ich ſpiele auf der Geige. —

Ein Soldat mit ſechs Orden — Du haſt wenigſtens deren ſo viele wie ich — ein Corporal muß auf der Geige ſpielen!?

Wenn er nicht verhungern will! — So iſt's, mein alter Freund. Von Firlefanz und Fürſtendank lebt man nicht. — Nun, und Du trägſt noch immer die Uniform?

Noch immer. Ich werde ſie auch wol tragen bis an mein ſeliges Ende. Ich ſtehe jetzt da oben in dem Neſte auf dem Felſen! Der Dienſt iſt eben ſo ſehr ſchwer nicht.

Gefängnißknecht? Ei, zum Teufel! ſagte etwas wegwerfend der Geigenfritz.

Dem Unteroffizier imponirte er offenbar. Er antwortete nicht. Die Haushälterin des Commandanten konnte aber nicht umhin, der Ehre der ihrem Herrn anvertrauten Feſtung ſich anzunehmen.

Herr Corporal, ſagte ſie, vielleicht derber als ſie es ſelbſt wollte, unſer Herr Obriſtwachtmeiſter commandirt ein Bataillon regulairer Truppen und we-

der Gefängnißknechte noch Vagabunden, wenn ſie auch mitunter Vagabunden zu Paaren treiben.

Gehorſamſter Diener, meine Charmanteſte! ſagte der Geigenfritz, indem er einen Kratzfuß machte.

Der Unteroffizier Lange aber wußte zu leben. Im Tone eines militairiſchen Vorſtellens oder Meldens, wenn man will, ſagte er: Mamſell Blauſteinin, Haushälterin des Herrn Commandanten der Feſtung, meine Gevatterin — vormaliger Corporal — Brennneſſel, Inhaber mehrerer Orden, mein alter Freund und Camerad.

Die Dame verneigte ſich, noch etwas unwirſch. Geigenfritz wiederholte ſeinen Kratzfuß, aber ernſthafter als das erſtemal.

Schrader hatte Wein herbeigebracht.

Nun, Ihr alten Kriegskameraden, ſtoßt an und trinkt auf Eure gemeinſamen Abenteuer, Schlachten, Wunden und Narben.

Sie ſtießen an und tranken.

Ich gebe mir die Ehre, Mamſell Blauſteinin.

Die Ehre iſt meiner Seits, Herr Corporal!

Die alte Freundſchaft war erneuert, die neue wurde geſchloſſen. Der Wein und die gemeinſame Vergangenheit waren mächtige Hebel.

Wir waren ein paar treue Freunde, Mamſell Blauſteinin. Ihr Wohlſein!

Schönen Dank, Herr Corporal!

Der Brennneſſel war immer ein Satanskerl, Gevatterin. — Er ſoll leben!

Sie ſollen leben, Herr Corporal!

Der Lange, Mamſell Blauſteinin, war immer ein Muſter von Tapferkeit. Der Hauptmann empfahl ihn mir beſonders an. Brennneſſel, ſagte er mir, wenn es in's Feuer ging, paſſe Er mir auf den Lange; der iſt gar zu hitzig; er will nur immer auf den Feind hinein; ich möchte einen ſo braven Unteroffizier für mein Leben nicht verlieren. — Mamſell, mein alter Freund Lange ſoll leben.

Den Brennneſſel, Gevatterin, hätten keine tauſend Teufel zurückgehalten, wenn es zur Attake ging. Immer war er der erſte, immer der vorderſte. Und wenn die Kugeln am tollſten um ihn pfiffen, dann war er am luſtigſten. Alle Wetter, da fällt mir etwas ein.

Er ſchwieg nachdenklich und wurde plötzlich ernſt.

Höre, Freund, fuhr er dann fort, Du warſt immer der erſte und der letzte im Kugelregen und in Deinem ganzen Leben hat Dich keine Kugel verwundet. Säbelhiebe und Lanzenſtiche haſt Du in Deinem Leben genug davon getragen, aber eine Kugel hat Dir nie etwas angehabt. Wie ging das zu?

Auch der Geigenfritz wurde ernſthaft.

Das hatte ſeine Gründe, ſagte er geheimnißvoll.

Alter Kamerad, wir können jetzt davon ſprechen, wir kommen nun wol Beide nicht mehr in den Krieg. Es hieß damals im ganzen Regimente, daß Du kugelfeſt ſeiſt. War etwas daran?

Laß uns trinken, Kamerad! ſagte der Geigenfritz nicht minder geheimnißvoll.

Alter Narr, wir können ja jetzt davon ſprechen.

Wozu? Wir haben es ja nun Beide nicht mehr nöthig.

Es ſoll wirklich Menſchen geben, die kugelfeſt ſind, bemerkte mit wichtiger Miene die Haushälterin. Der Herr Obriſtwachtmeiſter hat in ſeiner Jugend auch Einen gekannt.

Gewiß gibt es ſolche Menſchen! erwiederte der Geigenfritz.

Eine hübſche Kunſt!

Eine ſchöne Kunſt!

Kann man ſich auch hieb- und ſtichfeſt machen?

Wenn man die Kunſt verſteht! — Aber, Mamſell, laſſen Sie uns von etwas Andrem plaudern.

Verſtehen Sie etwas von der Kunſt, Herr Corporal? — Sie rückte näher an ihn heran.

Es gab wenigſtens einmal eine Zeit, in der ich mich viel mit dergleichen Sachen beſchäftigte. Ich erzähle Ihnen ein andres Mal davon, denn ich hoffe

noch oft das Vergnügen zu haben, Sie wiederzuſehen. Jetzt muß ich näher erfahren, wie es meinem alten Freunde geht, den ich ſeit ſo langen Jahren nicht geſehen habe. — Nun, Freund Lange, wie iſt denn der Dienſt da oben?

Jetzt gut, denn ich habe die leichte Station im Thurm.

In dem runden, der da rechts vorſpringt? Er zeigte nach der Feſtung hin.

In demſelben.

Was iſt denn da Deine Beſchäftigung? Aber warte, ehe Du mir erzählſt, muß ich uns eine andre Flaſche beſorgen. Dieſe iſt leer.

Er ſtand auf und trat zu Schrader.

Schaffen Sie mir die Alte vom Leibe; ich bin im Zuge. Und dann Wein! ſagte er ihm leiſe ins Ohr.

Zurückkehrend zu ſeiner Geſellſchaft, ſagte er: Der alte Herr dort traktirt heute. Das wird unſren alten Soldatenkehlen gut thun. Ich habe es indeß verdient und Du brauchſt Dich nur gegen mich zu revanchiren, wenn ich zu Dir nach dem Neſte da komme. — Nun, nehmen Sie es nicht übel, Mamſell Blauſteinin, daß ich von Neſt ſpreche. Wir nennen jede Feſtung ſo.

Ich weiß das. Ich bin ja auch im Kriege geweſen, mit dem Herrn Obriſtwachtmeiſter.

Schrader pflanzte ein paar volle Flaſchen auf den Tiſch.

Mamſell Blauſteinin, ſagte er, hier in der Laube iſt ein intereſſanter Bekannter von Ihnen, deſſen Sie ſich wahrſcheinlich nicht mehr erinnern werden.

Die Dame wurde verlegen.

Der Herr Juſtizrath, fuhr Schrader fort, theilt uns mit, daß Sie im Hauſe der verſtorbenen Frau Präſidentin von Katen bekannt geweſen ſind. Der Sohn der Frau Präſidentin iſt hier und wird ſich ſehr freuen, Sie zu ſprechen.

Die Dame blähte ſich auf. Ei, gewiß war ich in dem Hauſe der gnädigen Frau Präſidentin bekannt. Wo iſt der liebe junge, Herr?

Folgen Sie mir.

Er ging mit ihr in den vordern Theil der Laube, wo allerdings eine Bekanntſchaft aus der allerfrühſten Kindeszeit des Aſſeſſors erneuert wurde.

Die beiden alten Soldaten waren allein.

Laß uns erſt trinken, Bruder. — So! — Jetzt erzähle von Deinem Dienſte da oben.

Gottlob, der iſt nicht ſchwer. Ich habe nur die paar Gefangnen in dem Thurme zu beaufſichtigen. Damit wird man ſchon fertig.

Worin beſteht denn Deine Aufſicht?

Nun, des Morgens bringe ich ihnen Brot und

Waſſer und des Mittags Suppe, und des Abends viſitire ich ihre Zellen.

Das iſt Alles?

Außerdem viſitire ich einige Mal die Schildwachen und rapportire dem Commandanten; das iſt Alles.

Wahrhaftig, alter Freund, das iſt ein bequemer Dienſt, wenn Du nicht viele ſolche Gefangene zu beaufſichtigen haſt.

Es ſind deren nicht viele.

Wie viel?

Nummer Eins und Nummer Zwei.

Mehr nicht?

Seit einigen Jahren mehr nicht.

Ich hatte mir den ganzen Thurm voll von Verbrechern gedacht.

Der Unteroffizier lachte, wie es ſchien, über die Einfalt ſeines ehemaligen Cameraden.

Es ſind wol die allerſchwerſten Verbrecher, die in dem Thurme ſitzen?

Der Commandant ſagt es. Es darf auch Niemand in den Thurm kommen, als der Commandant, ich und der Unteroffizier Lewald. Wir Beide ſind ſeine Vertrauten.

Was hat denn Lewald in dem Thurme zu thun?

Ach, nichts! erwiederte der Unteroffizier verlegen.

Wechſelt Ihr vielleicht ab mit dem Dienſte?

Das nicht.

Nun, was macht er denn im Thurme?

Laß uns trinken, alter Camerad.

Da iſt wol ein Geheimniß im Spiele? Das iſt brav von Dir, alter Freund, daß Du es bei Dir behälſt.

So iſt's.

Sag' einmal, was haben Deine beiden Gefangenen denn verbrochen?

Ich habe mich nie darum bekümmert.

Haben ſie Dir denn niemals etwas von ihrem Leben mitgetheilt?

Sie dürfen kein Wort mit mir ſprechen.

Wie, Du haſt noch niemals mit ihnen geredet?

Niemals!

Dann kennſt Du auch wol nicht einmal ihre Namen?

Nummer Eins und Nummer Zwei.

Was heißt das?

Bei uns wird Jeder nur nach ſeiner Nummer genannt.

Was für Leute ſind es denn?

Kümmert mich nicht.

Pah! am Ende ſind es doch nur Spitzbuben und Du biſt, wie ich ſchon vorhin ſagte, in Deinen alten Tagen ein gewöhnlicher Gefangnenwärter

geworden, mit allen Deinen Orden und Ehrenzeichen. Da iſt mir meine Geige doch lieber.

Hoho, Camerad, nicht ſo vornehm gethan mit Deiner alten Geige! Spitzbubenaufwärter?

Wer Spitzbuben das Eſſen und Trinken zutragen muß —

Aber der einen Offizier unter ſeinem Commando hat?

Das mag mir ein ſauberer Offizier ſein.

Es hat zu ſeiner Zeit kein beſſerer Rittmeiſter vor ſeiner Schwadron geritten.

Alter Knabe, ſchneideſt Du auf?

Dann mag Gott mich ſtrafen.

Gut, das wäre denn Einer, aber mit Nummer Zwei willſt Du nicht heraus, mit dem muß es doch ſeinen Haken haben.

Der Unteroffizier lachte. War ſeiner Zeit ein gelehrter Doctor, ſagte er.

Und Nummer Drei?

Nummer Drei gibts jetzt im Thurme nicht.

Aber, Freund, mache mir nichts weiß, was hätte dann Dein Camerad Lewald im Thurme zu thun?

Was geht das mich an? Ich verſichere Dich, Nummer Drei exiſtirt nicht.

So iſt vielleicht Nummer Drei geſtorben oder in ein anderes Gefängniß verſetzt und der Lewald hat Nummer Vier unter Aufſicht.

Nichts von alle dem.

Oder es iſt noch eine Nummer Fünf oder Sechs, oder Sieben da?

Fehlgeſchoſſen, alter Schütze.

Zum Teufel, ſo ſitzt Nummer Null da.

Kerl, Du biſt ein Hexenmeiſter! rief der Unteroffizier überraſcht aus.

Weißt Du das jetzt erſt, alter Spitzbube? Ich will Dir noch mehr ſagen. Deine beiden Gefangnen, Nummer Eins und Nummer Zwei, ſind ein paar ſehr gefährliche Menſchen, aber die Nummer Null iſt noch gefährlicher; darum hat der Lewald ſie ganz allein zu beaufſichtigen.

Nun, nun, ſo arg iſt es wol nicht!

Und wenn ich recht berichtet bin, ſo iſt die Nummer Null auch ein vornehmrer Herr als Deine Beiden.

Pah, ein Graf wird auch nicht viel mehr ſein als ein Baron.

Und Du weißt gar nicht, was die Leute verbrochen haben?

Kümmere mich nicht drum.

Es iſt doch ein trauriges Leben, das die armen Menſchen führen. Kommen ſie denn gar nicht in Gottes freie Luft?

Nicht aus dem Kerker heraus, mit keinem Fuße.

Jahr aus, Jahr ein nicht?

Jahr aus, Jahr ein nicht.

Auch die Frauenzimmer nicht, die dort ſitzen?

Ich weiß von keinen Frauenzimmern.

Ich meine doch. Wurde nicht vor einiger Zeit des Nachts eine vornehme Dame eingebracht?

Ich habe ſie nicht geſehen.

Sie wurde alſo doch eingebracht?

Mir völlig unbekannt.

Aber Deine Cameraden wiſſen es?

Mir völlig unbekannt.

Zuviel der Ehre für mich, meine gnädigen Herrſchaften! rief mit entzückter, überlauter Stimme in der vordern Laube die Mamſell Blauſteinin, unter vielen Kniren ſich beurlaubend. Sie kehrte zu den beiden Kriegscameraden zurück.

Gevatter, es wird Zeit, daß wir aufbrechen.

Vorher noch ein Gläschen, verehrte Mamſell Blauſteinin.

Sehr obligirt, aber Sie wiſſen ſelbſt, Herr Corporal, in den Feſtungen geht alles nach der Stunde. Hat der Herr Commandant einmal die Schlüſſel, ſo können wir die Nacht draußen vor dem Thore bleiben.

Reden Sie nicht dergleichen, liebwerthe Mamſell. Gegen Sie wird der Herr Commandant ſo ſtreng nicht ſein. Sie ſind ja ſeine rechte Hand!

Im Dienſte macht er keinen Unterſchied. Da iſt er ſtreng gegen den Einen wie den Andern.

Nun, nun, doch immer mit Unterſchied. Sie haben doch auch gewiß manche ſchwere Laſt mit ihm?

Ja, ja, er iſt manchmal ſehr eigenſinnig, wie das Alter das mit ſich bringt.

Sehen Sie und da wäſcht eine Hand die andere.

Ueberhaupt iſt der Dienſt bei ihm kein leichter. Ich ſelbſt bin auch nicht mehr die jüngſte. Da wird es Einem manchmal ſauer.

In dem Auge des Geigenfritz blitzte es auf, als wenn ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf flöge. Er unterdrückte jedoch ſofort jedes äußere Zeichen der innern Bewegung.

Behüte Gott, liebwerthe Mamſell, wie werden Sie ſchon klagen! In Ihrem rüſtigen Alter! Da ſehen Sie uns beide alte Knaben an und wir klagen noch nicht einmal.

Gott ſei Dank, rüſtig bin ich wol noch, aber doch nicht mehr ſo flink, wie in meinen jüngern Jahren.

Sie haben ſich vielleicht zu viel Arbeit aufgeladen und machen ſich zu viel Laſt. Ich weiß, wie das bei ſorgſamen und treuen Haushälterinnen geht. Damit der Herr von Fremden nicht betrogen werde, übernehmen ſie immer mehr ſelbſt alle Arbeit, bis ſie zuletzt natürlich erliegen müſſen.

Da treffen Sie ganz das Rechte. Gerade ſo iſt es auch mit mir. Man kann doch den Herrn nicht betrügen und beſtehlen laſſen.

Sie ſollten ſich eine treue Perſon zur Hülfe nehmen.

Wenn ich nur eine finden könnte, aber ich komme ja faſt nicht aus der Feſtung heraus und in die Feſtung kommt Niemand.

Haben Sie denn unter Ihren Verwandten Niemand?

Ach, wie lange habe ich von meinen Verwandten nichts gehört. Die wohnen über hundert Meilen von hier.

Wenn es Ihnen nur auf eine treue Perſon ankommt, ſo wüßte ich wol Rath.

Laſſen Sie einmal hören.

Aber es wird wol nicht angehen. Der Herr Commandant wird eine wildfremde Perſon in die Feſtung nicht aufnehmen wollen.

O, was das betrifft, ſo laſſen Sie mich nur ſorgen. Der Herr Obriſtwachtmeiſter hat ſchon ſelbſt mir oft zugeredet, daß ich mir Hülfe anſchaffen möge. Reden Sie nur.

Es wird doch nicht angehen. Die Kleine, an die ich dachte, iſt noch zu ſehr Kind. Freilich ſtark und gewandt iſt ſie ſchon.

So laſſen Sie doch hören.

Es iſt mein Enkelkindchen, ein Mädchen von noch nicht vollen funfzehn Jahren. Sie —

Dein Enkelkindchen? lachte der Unteroffizier Lange und funfzehn Jahre alt? Camerad, vor zwanzig Jahren warſt Du ja noch nicht verheirathet. Du biſt ja ein Allerweltsherenmeiſter.

Iſt Alles einfach und geht mit natürlichen Dingen zu, mein alter Freund, das Kind iſt mein Stiefenkelchen.